

# VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Annahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure  
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 7.

Sonnabend, den 18. Februar 1888.

II. Jahrgang.

## Inhalt:

**Arbeitsausbeutung durch Zwischenunternehmer. — Der Untergang des Kleinbetriebs in Frankreich. — Bahnwärtiger Luxus. — Verwendung von Kindern in Theatern. — Innungsmeister und Krankenkassen. — Die Prüfungspflicht im Baugewerbe.**

**Die Reden der sozialistischen Abgeordneten zum Sozialistengesetz. III.**

**Novelle. — Wie man Arbeiter mahregelt. Politische Nachrichten. — Kleine Mitteilungen. — Gewerkschaftliches und Vereine.**

## Ausbeutung der Arbeiter durch Zwischenunternehmer und Agenten.

I.

Seit einem Jahre hat auch England seinen Labour (Arbeits-) Correspondent, dem ähnlich wie den Leitern der amerikanischen arbeitsstatistischen Bureaus die Aufgabe zufällt, die Lage der arbeitenden Klasse genauer zu erforschen, gewissen sozialen Missständen nachzuspüren und sie zu eingehenderer Darstellung und allgemeinerer Kenntniss zu bringen.

Ein kürzlich veröffentlichter Bericht des Herrn John Burnett, eines ehemaligen Gewerkschaftsführers, beschäftigt sich mit dem Sweating- (d. h. wörtlich: Schwitz-) System im Ostende Londons und das hier gebotene Material beleuchtet die wucherische Ausbeutung gewisser Arbeitsschichten durch Zwischenunternehmer und Agenten so grell und schlagend, daß wir es für unsere Schuldigkeit halten, die Hauptergebnisse unserer Lesern mitzuteilen. Sie betreffen hauptsächlich das Schneidergewerbe, jedoch behalten sie ebensogut Geltung für eine Reihe anderer Berufe, besonders für die Schuhmacherei, wie sie in London — im Gegensatz zu Northampton, Leicester und Stafford mit ihren großen Schuhfabriken — noch immer betrieben wird. Bleiben wir also beim Schneidergewerbe!

Auch dieses hat im Laufe unseres Jahrhunderts große technische Umwälzungen durchgemacht, und damit große Veränderungen in der sozialen Lage seiner Angehörigen erfahren — bisher wahrlich nicht zum Besten der ehemaligen Kleinmeister und „Gesellen“.

Der vielverspottete Schneider der guten alten Zeit verstand sich am Ende wenig darauf, dem Erzeugniß seiner Hände das gefällige und geschmückte Aussehen zu geben, das in prunkenden Schaufenstern die vorübergehenden Menschen anlockt. Aber auf seinem Berufsgebiete war er — bei aller sonstigen spießbürgerlichen Beschränktheit seines Daseins — ein gar vielseitiger Mann, ein kleiner Künstler, der alle Aufgaben, die das Leben einem Schneider zu stellen vermag, zur allseitigen vollsten Zufriedenheit löste. Er war im Bügeln so sicher und gewandt wie im Zuschneiden; er nähte heute Röcke und morgen Westen und Beinkleider. Viel von der Welt sah er freilich nicht und es wäre ihm wohl schwer angekommen, in einem großen glänzend erleuchteten Laden verbindliche Worte mit vielen hunderten fremden Menschen zu wechseln, wie sie der vorüberziehende Strom der Großstadt im Laufe des Jahres gerade hereinwirbelt. Es war ein enger Kreis, mit dem er Verkehr pflog: abends an seinem bescheidenen Stammtisch, des Tages in seiner beruflichen Thätigkeit. Aber er war es zufrieden so, er hatte seine hinreichende Amdtschaft und die war ihm für alle absehbare Zeit gesichert; schloffen sich einmal die müden Augen eines Greises, den er und sein Vorgänger stets treulich „bedient“ hatten, so waren dessen Söhne längst herangewachsen und heirathsfähig geworden, und mit Sorgen um deren weiteren Nachwuchs brauchte sich unser braves Schneiderlein auch keine schlaflosen Nächte zu bereiten. So lebte er, schlüßlich und recht, fernab von dem Getöse des modernen Verkehrs, vom öffentlichen Leben kaum jemals berührt — aber innerhalb

seiner engen vier Pfähle ganz wohlbehaglich und gegen alle Zufälle des Lebens gesichert.

Aber die Schneiderei ist allmählich dem Handwerksbetriebe entwachsen und unter die Herrschaft des Großkapitals gerathen. Billigerer Einkauf der Rohmaterialien, billigere Verarbeitung derselben, endlich billigerer und für die Konsumenten bequemerer Absatz — alle diese Vortheile haben den Magazinen, den großen Exportgeschäften zum Siege verholfen und die ganze Existenz der früheren Produzenten untergraben.

Solange der Schneider für den einzelnen Kunden arbeitete, ging Stück für Stück von Anfang bis Ende durch seine und seines Gesellen Hände. Für die Massenerlieferung gleichartiger Kleidungsstücke arbeitet ein großer Menschenmechanismus, in welchem dem Einzelnen nur eine bestimmte Theilthätigkeit in der Herstellung der Waare zufällt: die einen schneiden zu, die anderen nähen Hosen, die anderen Röcke, vielleicht auch hier nur bestimmte Theile, Ärmel, Kragen; der Bügler ist eine besondere Person, die vielleicht mit der Nadel kaum umzugehen weiß, und der Knopflocharbeiter daneben hat vielleicht niemals etwas anderes gelernt. Armes Schneiderlein, was nützen dir jetzt deine vielseitigen Kenntnisse; aus einer selbständigen Existenz bist du jetzt in einem großen Triebwerk zu einem kleinen, unselbständigen Rad geworden, das sich heute fieberhaft und athemlos regt und bewegt, um morgen ganz stille zu stehen — je nachdem dich der Kapitalist, der an der Kurbel sitzt, tanzen lassen will oder nicht!

Die Nachteile dieses Systems liegen auf der Hand. Sie bestehen nicht nur darin, daß der Arbeiter niemals mehr hoffen kann, selbständig zu werden, und daß er Zeit seines Lebens an eine Theilthätigkeit gefesselt ist; sie machen sich vielmehr auch in den Lohnverhältnissen geltend. Der alte „Geselle“ mußte vielseitig ausgebildet sein, sonst war er für die vielseitige Beschäftigung beim Kleinmeister nicht zu gebrauchen; somit war das Angebot wirklich verwendbarer Arbeitskräfte immer relativ gering. Jetzt kann jeder Brodlose rasch zu einem der Handgriffe abgerichtet werden, den Unternehmern steht daher die ganze Riesearmee der Existenzlosen aus allen Berufen zur Verfügung, um die Löhne zu drücken und die eigenen Arbeiter in Schach zu halten, wenn sie unwürdige Behandlung oder Löhnung nicht länger ertragen wollen. Die Ausbeutung der Arbeiter ist somit eine ganz andere, verschärfte geworden.

Diese Ausbeutung kann nun zweierlei Gestalt annehmen. Entweder geschieht sie in großen Etablissements durch die Unternehmer direkt oder sie kleidet sich mehr oder weniger in die Form der Hausindustrie: der Unternehmer giebt die Arbeit seinen Leuten mit in's Haus und erpart so die Kosten für Miete, Heizung, Beleuchtung und Aufsicht. Diese Form der Arbeitsorganisation ist besonders im Ostende Londons vorherrschend; es ist ja ganz natürlich, daß der Großkapitalist, um nicht von Hunderten von Leuten „überlaufen“ zu werden, seine Lieferungen wieder in größeren Mengen an Zwischenunternehmer, an ehemalige Arbeiter und Kleinmeister, hinausgiebt, bei denen er womöglich durch Bürgschaften und Kauttionen gegen jeden Verlust gedeckt ist, und die nun das „Ausschweifen“ der Arbeiter mit verdoppelter Gründlichkeit besorgen.

Sie müssen das thun, wenn sie überhaupt auf einen grünen Zweig kommen wollen. Denn der Großkapitalist verlangt die Lieferung der Waaren zu denselben niedrigen Preisen, zu denen er sie bei direkter Arbeitsausbeutung herstellen lassen kann; was beim Zwischenunternehmer hängen bleibt, muß also dadurch hereingebracht werden, daß man die Peitsche noch erbarmungsloser über den Häuptern der weißen Sklaven schwingt.

Der beständig überfüllte „Arbeitsmarkt“ liefert den Schmarotzern immer neues Menschenmaterial zur Ausbeutung; aus allen Berufen drängen die überzähligen Männer und Weiber herbei, sich zu einigen Handgriffen anlernen zu lassen, um hernach wenigstens einige Pfennige zu verdienen. Und was die verzweifelte Kon-

kurrenz unter den einheimischen Arbeitern Londons für die Unternehmer noch zu wünschen übrig läßt, das bewirkt der starke Zufluß von armen, lumpenbedeckten deutschen und russischen Juden, die geduldig sich jeder Arbeit unterwerfen und mit jedem Hungerlohn sich zufrieden geben. Sind sie doch von ihrer Heimath her an ein geradezu menschenunwürdiges Leben gewöhnt! Von den etwa 15 000 Schneidern des Ostendes Londons dürften 9 000 jüdischer und fremder Abstammung sein. Auf alle Berufszweige drückt dieser Menschenstrom. Die Hilfsmittel der Unterstützungsvereine reichen nicht aus; die billigeren Weiber verdrängen die kostspieligeren Männer. In den „Schwitz“geschäften kommen heute schon auf einen männlichen Arbeiter zwei weibliche; aber dieses Verhältnis wird immer ungünstiger. Und trotzdem nimmt auch unter den Weibern bereits die Arbeitslosigkeit zu und die Prostitution grassirt heute da, wo sie vor einigen Jahren ganz unbekannt war. Nur die Kinder sind bislang noch von der Ausbeutung der „Ausschweifer“ verschont geblieben: sie arbeiten nach unserem Bericht zu langsam und verlangen eine zu kostspielige Aufsicht — sie sind mit einem Worte theurer wie die verhungerten, arbeitsstehenden Mädchen und Weiber! Darum verzichtet der „Sweater“ großmüthig auf sie!

Wir haben damit die allgemeinen Vorbedingungen und Ursachen der Ausbreitung des Sweatingsystems kurz angedeutet. Wir wiederholen sie kurz: Auch das Schneidergewerbe hat sich in den letzten Jahrzehnten vom Handwerk zur Manufaktur entwickelt; damit trat an Stelle des „gelernten“ Gesellen der ungelernete Theilarbeiter, erst der männliche, sehr bald auch der weibliche; damit vermehrte sich die Heftigkeit der Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt beständig, damit verringerte sich beständig der Lohn; und um das Maß des Elends zu häufen, traten auch noch fremdländische Arbeiter mit niedrigster Lebenshaltung in Wettbewerb, die Löhne noch tiefer drückend, als es die „ausschweifenden“ Zwischenunternehmer bisher gethan hatten.

Wir wollen nunmehr einige Schilderungen wiedergeben, wie sich im Ostend Londons das Verhältnis zwischen Großkapitalisten, Zwischenunternehmern und Arbeitern im Einzelnen gestaltet hat.

## Der Untergang des Kleinbetriebes in Frankreich.

I.

§ Mit wahrhaft schwindelnder Geschwindigkeit vollzieht die Konzentration des Kapitals in der französischen Industrie ihr revolutionäres, den Sozialismus anbahnendes Werk.

Leider stehen uns über die Zentralisation des industriellen Kapitals nur wenige statistische Daten zu Gebote. Aber die Thatsache selber ist so unbestritten und auffällig, daß sie von den fanatischsten Vertretern der heutigen Gesellschaft eingestanden werden muß. Der Reichthum häuft sich täglich in immer größerer Masse in stets weniger und weniger Händen auf. Je kleiner das industrielle Kapital des Einzelnen ist, um so schneller und leichter wird es von dem Großkapital aufgesaugt.

Schon ein Gang durch die französischen Städte zeigt die traurige Lage des Kleinindustriellen und Kleinhändlers. Viele der bescheidenen Werkstätten, die außer dem Meister etliche Arbeiter beschäftigten, stehen leer, und die Zahl der kleinen Läden und Magazine, welche wegen Liquidation, Bankrott oder Aufgabe des Geschäfts geschlossen sind, ist auffallend. Dazu überall Ausverkäufe aus einem der angegebenen Gründe. Vielfach wird auf den dem Passanten in die Hand gedrückten Reklameszetteln die Konkurrenz der großen Magazine und Etablissements als Ursache des Ruins bezeichnet.

Früher herrschte in Frankreich und speziell in Paris das Kleingewerbe vor, seit den letzten 10—15 Jahren sieht es täglich mehr und mehr dahin und führt, wenige Branchen Ausgenommen, die eine besondere Spezialität bilden, ein jämmerliches Scheindasein.

Eine der in Paris am stärksten entwickelten Industrien war die Tischlerei, sowohl Bau-, wie Möbel- und Kunsttischlerei, die ihren Hauptsitz im historischen Faubourg St. Antoine hat. Sie besaß sich der Hauptsache nach in den Händen von Kleinmeistern. Da kamen neue Säge-, Hobel- und Bohrmaschinen. Der Kleinmeister verfügte weder über genügendes Kapital, sich die neuen Werkzeuge anzuschaffen, noch über genug Platz, um eine größere Anzahl von Arbeitern ausbeuten zu können. Er mußte sich damit zufrieden geben, nach alter Methode 5-6, wenn es hoch kam 10-15 Arbeiter und etliche Lehrlinge einzustellen. Der Kapitalist dagegen, welcher eine Möbelfabrik einrichtete, konnte Hunderte von Proletariern anwerben, um aus ihnen Mehrerwerb auszupressen, er konnte sich die verbesserten Produktionsinstrumente anschaffen, die ihm weitere Hunderte von Händen ersetzten. Er verdoppelte, verdreifachte und verzehnfachte seine Produktionskraft und stellte die Waaren zu billigeren Preisen her. Der Kleinmeister verlor seine Kundschaft, und wenn er nicht für einen Großfabrikanten arbeiten konnte, so mußte er seine Werkstatt schließen und Lohnarbeiter werden. Und die „Krüppelschützen“ unter den Tischlermeistern, welche der Absorption durch das Großkapital widerstanden, wurden von der ausländischen Konkurrenz dahingerafft. Die Großproduktion zog das Auftreten auf dem Weltmarkt nach sich, auf den Export (die Ausfuhr) folgte vielfach der Import (die Einfuhr), sowie die französische Industrie mit derjenigen eines unter günstigeren Bedingungen produzierenden Landes zusammenkam. Früher exportierte Frankreich ein bedeutendes Quantum an Artikeln der Möbelbranche, gegenwärtig findet eine starke Einfuhr derselben statt, Norwegen und Schweden senden ihre Erzeugnisse der Bautischlerei, und Belgien sowie Deutschland werfen zu billigen Preisen die Produkte ihrer Möbeltischlerei auf den französischen Markt. Der französische Großproduzent widersteht der Konkurrenz, der Kleinproduzent muß ihr unfehlbar unterliegen. Die Zahl der Pariser Kleinmeister der Möbelindustrie, welche ganz aufgehört oder ihr Personal verringert haben, steigt in die Hunderte. Die entwickelte Maschinenfabrik der Möbelfabriken hat keine Verwendung für die von den zerstörten Kleinbetrieben freigesetzten Kräfte, von den ihr früher nöthigen Händen sind Hunderte und Tausende schon überflüssig gemacht. Die Krisen tragen noch das ihrige dazu bei. So haben gegenwärtig in Paris nur zirka ein Viertel der Tischler Beschäftigung, nämlich gegen 15 000 anstatt 60 000.

Es giebt fast kein einziges Kleingewerbe, das sich dem todtbringenden Einfluß der Großindustrie entziehen konnte. Aus der Geschichte des letzten Jahrzehntes jeder Industrie, der Buchdruckerei, Buchbinderei, der Hut-, der Knopfmacherei starrt überall das gleiche Bild entgegen: der Tod und das Siechtum des Kleingewerbes, der Triumph, die Entfaltung der Großindustrie.

Besonders in den letzten Jahren hat die Zahl der selbständigen Fabrikanten und Gewerbetreibenden in auffälligem Maße abgenommen, wie man aus der Gewerbesteuerabelle ersehen kann, welche die obigen Kategorien in sich schließt.

Die Zahl der „Patente“ betrug:

1877	225 332
1878	223 434
1880	221 556
1881	204 117
1883	200 472
1885	196 776
1886	194 699

Dieser Tabelle nach verschwinden also pro Jahr mehr als 3000 Industrielle aus der Reihe der selbständigen Gewerbetreibenden. Sogar vorausgesetzt, daß sich diese Bewegung nicht beschleunigt, wird in weniger als 50 Jahren die gesammte französische Industrie buchstäblich nur noch in etlichen Händen konzentriert sein.

Mit ebenso unfehlbarer Sicherheit, wenn auch etwas weniger schnell vollzieht sich die Konzentration des kommerziellen (Handels-) Kapitals durch den Ruin des Kleinhandels. Nach der Tabelle für Handelspatente des nämlichen Steuerregisters sind von 1873-1886 die Handelsfirmen von 16 710 auf 16 570 gefallen. Die Mehrzahl der für immer verschwundenen Firmen gehört dem Klein- und Mittelhandel an, ihre Lösung fällt zusammen mit dem Aufschwung der Riesenmagazine des Louvre's, des Bon-Marché's und anderer mehr.

Die großen Magazine fabriziren entweder selbst oder kaufen gegen Baarzahlung ein, genießen also große Preisvergünstigungen. Der Kleinhändler nimmt die Waaren auf Kredit, muß also theurer zahlen und wird obendrein schlechter und nachlässiger bedient. Er kann also meist weder so gute, noch so billige Waare liefern, wie sein mächtiger Konkurrent, dem die Kundschaft zufällt, welche ihn selbst verläßt. Mittels Kredit, Darlehen und Pfandverschreibungen wird der Kampf noch etliche Zeit lang fortgeführt, bis endlich der Kleinhändler an völliger ökonomischer Blüthe zu Grunde geht. Zola hat in seinem „Au Bonheur des Dames“ in meisterhafter Weise geschildert, wie der Kleinhandel eines ganzen Stadtviertels durch die Gründung eines großen Magazins für immer ruiniert, und das in ihm stehende Kapital von dem Großkapital aufgesaugt wird. Ein in letzter Zeit alle 14 Tage erscheinendes Blatt „La Crise commerciale“ zählt eine lange Liste alter und gutsituirter Firmen auf, welche durch die großen „Vampyre“ Louvre, Bon-Marché, Printemps, Potin, Hotel-de-Ville zu Grunde gerichtet worden sind und fügt der Zählung noch hinzu, daß die Zahl leicht bis in die Tausende vermehrt werden könnte.

Die Menge der Bankerotte im Kleinhandel hat infolge dessen in erschreckender Weise zugenommen, und diese Bankerotte sind meist mit vollständigem Ruin der Existenz gleichbedeutend, da solche Katastrophen nur bei Millionären ihre „Opfer“ bereichern. Der kleine Geschäftsmann, der durch seine zerrütteten Vermögensverhältnisse das Interesse an der Erhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung verliert, wird derselben gegenüber noch gleichgültiger durch die Bankerottgesetze, die ihn (schuldig oder nicht) mit bürgerlicher Unehrenhaftigkeit brandmarken.

Was ist da natürlicher, als daß der Sozialismus auch unter dieser Gesellschaftsschicht zahlreiche Rekruten wirbt, und daß man in den sozialistischen Versammlungen neben der traditionellen Blouse des Arbeiters den abgeschabten Rock des Kleinbürgers immer stärker vertreten sieht!

Zu den wirtschaftlichen Faktoren, welche die Konzentration des Kapitals hervorgerufen und beschleunigen, tritt die Finanzspekulation, das Börsenmanöver.

Die meisten Finanzunternehmungen, Banken aller Art, welche in dem letzten Zeitraum zu Gunsten einer Hand voll Millionäre frachten, waren mit den Ersparnissen der Kleinbürger und der besser situirten Arbeiteraristokratie gespeist. Der französische Kleinbürger ist nämlich ein enragirter Anhänger des Sparsystems, aber der größte Theil der abgedarbtten „Nothpennige“ ist in tausend kleinen Bäcklein in den ungeheuren Ozean der großen Banken gefallen, welcher sie beim Krach etlichen Hohenpriestern des Kapitals in den Schooß spie. Der Zusammenbruch der Bank Bontour u. Feder, und der damit in Verbindung stehenden Unternehmungen hat die Aktionäre von nicht weniger als fünfzig Gesellschaften ruiniert und unter den Ersparnissen der „Stimpele“ gründlich aufgeräumt. Die Aktientheilhaber können ihre Scheine ruhig für den Papierwerth verkaufen, sie werden dabei wenigstens etwas gewinnen. Auch hierbei war es zumest die Klasse der Kleinbürger aller Art, welche die Zehne bezahlen mußte, der Krach bedeckte den gesellschaftlichen Boden mit unzähligen Trümmern kleinindustrieller Existenzen.

Wie traurig die Lage des französischen Kleingewerbes ist, zeigt unter anderem auch der Beschluß des Pariser Stadtraths vom November 1887, dem zufolge weitere 100 000 Kleingewerbetreibende von der Gewerbesteuer befreit werden sollten. Die Zahl der von jener betreffenden Steuer befreiten Händler und Industrieller sollte von 400 000 auf 500 000 gesteigert werden. Der Ausfall für das städtische Budget sollte durch eine progressive Gewerbesteuer der Großindustriellen und Großhändler gedeckt werden. Natürlich schlug die Bourgeoispreffe ob dieses Beschlusses Lärm, die Regierung verstand den Wink und wollte der Befreiung nur unter der Bedingung zustimmen, daß das Budget nicht durch eine progressive Gewerbesteuer, sondern durch Erhöhung des Oktroi's schadlos gehalten würde. Da der Oktroi (Sprich: Oktroa, indirekte Kommunalsteuer) aber schon an und für sich am schwersten auf der ärmeren Bevölkerung lastet, so wollte der Stadtrath von einer Abänderung nichts wissen, die darauf hinausgelaufen wäre, aus der linken Hand zu nehmen, was man der rechten geschenkt. So wurde der Beschluß von der Regierung verworfen.

Zur Vernichtung des Kleingewerbes trägt noch außerordentlich viel die Bildung von „Ringern“ seitens der Großkapitalisten bei, von Koalitionen, welche den Zweck verfolgen, durch vollständigen Aufkauf eines Rohstoffes oder Produktes dessen Preis für den nationalen und internationalen Markt beherrschen zu können. Von 1873-1875 schlossen z. B. die größeren Kohlenwerthebhaber einen solchen Ring, um den Kohlenpreis beliebig zu steigern. Die Folge davon war, daß die kleineren Kohlenwerthebhaber Bankrott machten, daß das Publikum ausnahmsweis hohe Preise zahlte, und eine Menge kleiner Gewerbetreibender, deren Industrie der Kohlen bedürftig war, ebenfalls zu Grunde ging. Die Aktien des Ringes aber schnellten wunderbar in die Höhe, besonders die von Anzin, das an der Spitze des industriellen Raubzuges stand. Von 2000 Francs stiegen die Aktien der Anzimer Gesellschaft mit einem Ruck auf 12 000 Francs, ja bis zu 16 000 Francs. Der „Denier“ d. h. der Anttheilschein dieser Kompagnie à 1000 Francs hat in 33 Jahren das nette Sümmechen von 533 000 Francs gebracht. — Der glückliche Erfolg dieser Koalition forderte zur Nachahmung auf. Ende der 70er und Anfangs der 80er Jahre bildeten sich „Ringe“ behufs der Spekulation auf Bauplätze, Seide, Wolle u., und alle verliefen glänzend, d. h. sie abforbirten einen bedeutenden Theil des nationalen Kleinkapitals. Ueber den „Kupfering“ sprachen wir neulich schon und der manchesterliche Leroy-Beaulieu, welcher die Spekulation „einen glücklichen Streifzug“ nennt, ist vor Entzücken über den gelungenen „Koup“ ganz außer sich und plauscht aus, daß dieser Profit der Nothschild und Konsorten durch den Ruin einer großen Anzahl von „Dummköpfen“ weit gemacht würde. Unter den Dummköpfen sind die Kleinindustriellen zu verstehen, welche zu ihrem Verribe Kupfer nöthig haben, und denen die Preissteigerung zum Bankrott verhilft!

### Wahnwüthiger Luxus.

In der „Philadelphia Times“, einem bürgerlichen Blatt, bringt Frank G. Carpenter über den „Luxus reicher Leute“ einen Aufsatz, dem wir das Folgende entnehmen: „Zur Zeit, als Caligula seine Pferde mit goldenen Hufeisen beschlagen ließ, und sie aus Marmor-Trögen fütterte, haben die reichen Leute der Welt schwerlich soviel Geld verschwendet wie jetzt. Ihre Weiber tragen Diamanten, im Werth eines königlichen Schatzes und stellen Detektives

an, um ihnen zu folgen und für den Schuß ihrer Juwelen Sorge zu tragen. Ihre Mahlzeiten sind so extravagant wie die von Apicius, und ihre Hunde tragen Halsbänder, die hundert Dollars kosten. Ihre Pferdebeställe sind besser eingerichtet als die Schlösser des Nobels vor zweihundert Jahren, und an den Wänden ihrer Wohnungen hängen Gemälde, die mehr kosten als der Gehalt des Präsidenten beträgt.“

Das ist die Einleitung und dann folgen Schilderungen, aus denen wir nur kurz einige Thatsachen hervorheben.

Vanderbilt's Gemälde kosten mehr als eine Million und achtzig Familien in New-York haben solche im Werthe von mehr als hunderttausend Dollars (man bedenke immer, daß 1 Dollar = 4 Mark ist!). Die Hochzeit seiner Nichte kostete dem Eisenbahn-Magnaten Mitchell 50 000 Dollars (200 000 Mark); sein Sohn zahlte kürzlich für ein Portrait 18 000 Dollars. Die Spezial-Eisenbahnwaggons der Nabobs kosten von 15 bis 60 000 Dollars und enthalten Alles, was sich der Mensch nur wünschen kann. Solche Wagen können auch gemietet werden und kosten 50 bis 75 Dollars per Tag.

Kein richtiger „Aristokrat“ ist ohne Yacht. So ein Schiff kostet von 50 000 Dollars aufwärts und erfordert eine beträchtliche laufende Ausgabe. Jay Gould hat auf seiner 52 Mann Besatzung, darunter vier Köche; sie kostet ihm 400 Dollars per Tag.

Große Blumenliebhaber sind einige unserer „Aristokraten“. Bei einer Auktion in New-York wurden für 600 000 Dollars Orchideen verkauft. Erasmus Corning besitzt solche, die ihm mehrere hundert Dollars das Stück gekostet haben. Sein Gärtner bot bei der Auktion des Nachlasses von Frau Morgan für ein Exemplar 500 Dollars, aber ein New-Yorker Liebhaber schlug ihn mit 900 Dollars aus dem Felde. Jay Gould hat siebzehn Gewächshäuser. Alexander Mitchell gab für einzelne Pflanzen über tausend Dollars aus.

Auch reinliche Leute sind die amerikanischen „Snobs“. Garrett in Baltimore hat in seinem Palast, der eine Million kostete, ein Badezimmer, das nach einem Muster im Versailleser Schloß hergestellt wurde. Die Badewanne besteht aus Tennessee Marmor und Silber; das Wasser kommt durch vergoldete Röhren; die Wände sind reich dekoriert. Der Michiganener Senator Palmer hat in seinem Washingtoner Haus neun Badezimmer. Das des Henry Marquand kostet 4000 Dollars. William S. Vanderbilt schoß den Vogel ab; die Wände des feinen sind mit Spiegeln bedeckt, so daß er also seine edle Physiognomie stets vor Augen hat. Auch sein Sohn William hatte diesen feinen Geschmack.

Die Frau des Millionärs Madey hat nach einer neuerdings durch die europäische Presse gegangenen Mittheilung ihrer Angora-Katze ein mit Diamanten und Saphiren besetztes Halsband im Werthe von vielen tausend Dollars machen lassen, was das Kabel pflichtig aus Paris vermeldete. —

Immer verzweiflungsvolleres Glend auf der einen Seite, immer wahnwüthigerer Luxus auf der anderen — das ist das Bild unserer modernen Gesellschaft, das solange nicht verschwinden wird, als die Produktionsmittel sich in den Händen einer Klasse befinden. Denn solange wird unter den Arbeitern die Konkurrenz um die Stellung andauern und zu Hungerlöhnen führen, solange wird sich die Masse mit dem nothdürftigsten Lebensunterhalt begnügen müssen; solange wird alles, was in immer wachsender Fülle darüber hinaus produziert wird, lediglich den Besitzenden zufließen, deren Luxus bis zu unerhörter Maßlosigkeit steigert.

Die Massen weiter verkümmert, die Reichen weiter fortrumpirend, so schreitet heute die wirtschaftliche Entwicklung vorwärts, obwohl längst alle Voraussetzungen vorhanden sind, das ganze Volk glücklich zu machen und auf eine höhere Bildungs- und Kulturstufe zu heben. Diese Aufgabe, unsere Kultur zu retten und höher zu heben und eine bessere Zukunft für die ganze Menschheit herbeizuführen, ist dem Arbeiterstande zugefallen, und er wird sie verwirklichen, indem er immer das eine Ziel im Auge behält: Ueberführung der Produktionsmittel in den Besitz des ganzen Volkes; Verwendung des Produktionsertrages zum allgemeinen Besten, aber nicht, wie heute, zur Luxussteigerung einiger weniger Kapitalmagnaten.

### Vernünftig!

Es ist ein alter, eingewurzelter Mißbrauch, in Feerien und Ausstattungsstrüden, wie sie manche Theater verunzieren, Kinder vom zartesten Alter an zu verwenden. Diese haben dann neben alten und jungen Dirnen und Tänzern die sehr erhebende Aufgabe, die Schaulust einer müßigen, gaffenden Zuschauerschaft mit befriedigen zu helfen.

In Frankreich macht man sich jetzt daran, gegen dieses Unwesen einzuschreiten, das ebenso schlimm ist, wie die Verwendung von Kindern in Fabriken.

Verschiedene Schulkommissionen von Pariser Arrondissements wiesen zuerst auf die hier bestehenden Uebelstände hin, aber der Polizeipräfekt glaubte sich auf Grund der bestehenden Gesetze nicht zum Einschreiten berechtigt. Weber das Gesetz vom 7. Dezember 1874 über den Gewerbebetrieb im Umherziehen, noch das Gesetz vom 19. Mai 1874 über die industrielle Arbeit von Kindern und minorennen Mädchen konnte in Anwendung gebracht werden. Der Kultus- und der Handelsminister haben sich jetzt der Sache angenommen, und eine Kommission der französischen Kammer schlägt nunmehr vor, das Gesetz von 1874 durch einen Zusatz zu ergänzen, welcher die Verwendung

von Kindern unter 16 Jahren bei öffentlichen Schaustellungen untersagt.

Man braucht in Berlin nur in das Viktoriatheater und in andere Vergnügungsetablissemments zu gehen, um zu erkennen, was auch bei uns in diesem Punkte gesündigt wird, und wie dringend auch hier eine Abhilfe nöthig ist.

### Innungswünsche und die Krankenversicherung der Arbeiter.

Eine edle — Ungelehrtheit besitzen doch manche Innungskörper! So hat sich am 15. Dezember 1887 die Versammlung des Innungs-Ausschusses zu Köln nachstehende bescheidene Forderung geleistet:

„Die Versammlung beschließt einstimmig bei der in Berlin tagenden Kommission zur Berathung des Krankenversicherungs-Gesetzes dahin zu wirken, daß:

1. gleiche Vertretung von Gesellen und Meistern im Gesetz vorgehoben werde;
2. daß der Vorsitzende der Kasse immer ein Arbeitgeber ist;
3. die Auflösung der freien eingeschriebenen Hilfskassen angebahnt werde;
4. die Gemeinden verpflichtet werden, die Geschäftslokaleitäten der Ortskassen inkl. Licht und Heizung aus ihren Mitteln zu stellen.

Die heutigen Zwangskassenvorstände bestehen bekanntlich — der Beitragsleistung entsprechend — zu zwei Dritteln aus Arbeitern, zu einem Drittel aus Unternehmern. Dadurch verlieren, wie es in der „Begründung“ des Innungsausschusses heißt, die Unternehmer „die Lust zum Arbeiten in den Vorständen, indem sie durch die beständige Majorität sich in ihrer Eigenschaft als Arbeitgeber gekränkt fühlen.“ Weiter meinen dann unsere biederen Zünftler in ihrem Hochmuth: „Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer erheischt gebieterisch, daß im Kassen-Vorstande der Meister den Vorsitz hat. Die Praxis hat gezeigt, daß in sehr vielen Kassen der Vorsitzende Arbeitnehmer ist, der Posten des Schriftführers event. dem Meister zugewiesen wurde, wodurch die Autorität untergraben wird, deren Mangel jedes Geschäft schädigt.“

Dieses Meisterthum ist in seinem ganzen Denken also so rückständig, daß es den Arbeitern gegenüber noch immer Anforderungen stellt, die selbst im Verhältnis zwischen militärischen Vorgesetzten und Untergebenen nicht mehr erhoben werden. Wenn selbst die militärische Disziplin nicht darunter leidet, daß der „Hausknecht“ oft Befreiter und der „Sohn vom Hause“ Gemeiner ist, so werden die „Meister“ wohl auch noch auskommen können, wenn sie — doch jedenfalls wegen ihrer eigenen Unfähigkeit — einmal Schriftführer sind, während ein tüchtiger Arbeiter den Vorsitz führt. Das Gleichheitsgefühl der Meister ist aber offenbar noch jämmerlicher, als es das Militär erlaubt.

Unerschrockenheit wird man den Kölner Reaktionsären allerdings zuerkennen müssen — das beweist der dritte Programmpunkt, welcher die „Auflösung der freien Hilfskassen“ der Arbeiter fordert. Vernichtung der freien Selbstverwaltungorganisationen der Arbeiter und Stellung aller Zwangskassen unter die meistarische Fuchtel — diese Grundzüge aller Unternehmerrpolitik zeigen sich auch hier in unverhüllter Deutlichkeit.

Wird man der Arbeiterklasse noch lange solchen Hohn zufügen dürfen?

### Die Prüfungspflicht im Baugewerbe.

Da gegenwärtig wenig Hoffnung vorhanden ist, daß selbst mit der heutigen Reichstagsmehrheit der Zwangsbesähigungsnachweis für die Kleingewerbetreibenden zu erreichen sein wird — ein Ziel, das übrigens von den Bauzünftlern weder erstrebt noch willkommen geheißen wurde, da sie dabei für sich nur Schaden herausbringen sehen — wenden sich die Baugewerks-Zunftmeister wieder mit mehr Energie dahin, für die Baugewerbe allein einen Zwangsbesähigungsnachweis zu verlangen.

Der Endzweck dieser Forderung ist lediglich und ganz allein der, die ländliche Bevölkerung den städtischen Innungsmeistern tributpflichtig zu machen, und so zu verhindern, daß gemahregelte Gesellen sich als sogenannte Schaarwerker Arbeit suchen. Alles andere, was die Zünftler zur Begründung ihrer „Forderung“ anführen, ist lediglich auf Täuschung der Behörden, des Reichstages und des Publikums berechnet.

Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß das Baugewerbe zu den gefährlicheren Gewerben gehört. Das liegt zum großen Theil in der Natur der Beschäftigung. Wer hoch steigen, und auf vielfach unsicherer Unterlage hantieren muß, ist dem Herabstürzen ausgesetzt. Wer da arbeitet, wo er sich nicht immer vor herabfallenden Gegenständen wahren kann, ist dem Erschlagenwerden ausgesetzt, gerade so, wie ein Arbeiter, der mit glühendem Metall hantiert, dem Verbranntwerden ausgesetzt ist. Je nach der Gelegenheit zur Gefahr tritt sie mehr oder weniger oft auf. Während von 1000 Tabakarbeitern nur 1,43 und von 1000 Schneidern und Schuhmachern nur 2,15 durch Betriebsunfälle im Jahre 1886 verletzt wurden, hat die Magdeburger Baugewerksberufsgenossenschaft 9,67 Verletzte auf 1000 Arbeiter, die Bergleute aber sind in der höchsten Gefahr und haben 64,87, also mehr als sieben Mal soviel Verletzte auf 1000 Arbeiter als die Baugewerksberufsgenossenschaften.

Das Bergbetriebsgewerbe, so weit es sich auf die Ausführung von bergmännischen Arbeiten erstreckt, unter-

liegt nicht nur einem geregelten Prüfungszwange, sondern auch einer staatlichen Aufsicht in einem Maße wie kein zweites Gewerbe.

Sämmtliche Aufseher (Steiger und Obersteiger genannt) und das höhere Technikerpersonal der Gruben müssen sich staatlicher Prüfung unterwerfen. Die Steiger und Obersteiger müssen vorher praktisch als Bergleute gearbeitet haben, müssen „Hauer“ gewesen sein, sie müssen eine Bergschule besucht haben. Die höheren Techniker müssen die Bergakademien besucht haben. Bei jeder einigermaßen gefährlichen Arbeit soll ein Steiger oder ein besonders erfahrener und zuverlässiger Arbeiter die Leitung haben. Das Bergwerk wird jährlich mehrmals von den königlichen Bergbeamten revidirt.

Also solche Vorsicht wendet hier der Staat an, um Unglücksfälle zu vermeiden, und doch ist ihre Zahl so ungeheuer groß.

Die Tabakfabrikanten, ihr Betriebspersonal, ihre Meister und Aufseher werden garnicht geprüft, und dennoch ist die Zahl der Verletzten in diesem Betriebe ungemein gering.

Es ist also ein sehr gewagter Schluß von der Häufigkeit des Vorkommens der Unfälle in einem Betriebe auf die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit eines Besähigungsnachweises zu schließen.

Die Baugewerbe liegen mit der Zahl der Unfälle so ziemlich in der Mitte, sie bleiben noch etwas unter dem mittleren Durchschnitt aller Gewerbe. Die mittlere Durchschnittszahl bei allen Gewerben betrug im Jahre 1886 auf 1000 Arbeiter 26,91 Unfälle, die Zahl der Unfälle im Baugewerbe, nach den Angaben einer von dem Vorstande des Verbandes der Baugewerksberufsgenossenschaften dem Reichskanzler unterm 5. Dezember v. J. eingereichten Petition, ein Unfall auf 40 Arbeiter, das ist 25 auf Tausend Arbeiter.

Diese Petition um Einführung des Zwangsbesähigungsnachweises hat auch nicht den Versuch gemacht, nachzuweisen, daß eine erhebliche Zahl von Unfällen auf den Bauten vorgekommen ist, die von solchen Meistern geleitet wurden, welche auf ihren Wunsch nicht sofort in die Innungen aufgenommen werden konnten. Es ist kennzeichnend, daß die Prüfungsschwärmer es ängstlich vermeiden, diese Zahlen, die einzigen Zahlen, die für einen Zwangsbesähigungsnachweis beweiskräftig wären, zu bringen. Sie haben doch das Material, die Herren Vorstände der Baugewerksberufsgenossenschaften, mögen sie doch damit herauskommen.

Die Innungsmeister sind bekannt, die Zahl ihrer Arbeiter und der bei ihnen vorgekommenen Unfälle sind leicht zu ermitteln. Man sage doch: Auf Tausend bei Innungsmeistern beschäftigte Arbeiter kommen so viele Unfälle, auf Tausend bei Nichtinnungsmeistern beschäftigte Arbeiter so viele Unfälle. Weichen diese Zahlen so weit von einander ab, daß der Unterschied bedeutender ist, als die Schwankung in den Zahlen bei den einzelnen Berufsgenossenschaften im Vergleich zu einander, und siele der Vergleich zu Gunsten der Innungsmeister aus, so wäre zwar noch kein bündiger Beweis geliefert, daß die zünftigen Meister besser Unfälle vermeiden als Schaarwerker, aber es wäre doch ein wichtiger Anhalt für die Beurtheilung der Sache gegeben.

Wären beide Zahlen annähernd gleich, so ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Prüfung von zweifelhaftem Nutzen ist, und wäre gar, wie es übrigens aus anderen Gründen wahrscheinlich ist, die Zahl der Unfälle bei Innungsmeistern größer, so wäre die Auslosigkeit der Prüfungen wahrscheinlich gemacht. Die Sache liegt nämlich thatsächlich so. Die Zahl der Unfälle vermehrt sich sehr erheblich mit der Größe und Höhe des auszuführenden Bauwerkes. Nun werden von Schaarwerkern in der Mehrzahl der Fälle nur einfache Landbauten, Scheunen, Ställe, kleine und unbedeutende Wohnhäuser ausgeführt, zu deren Herstellung besondere bautechnische Kenntnisse, ja die Kunst des Zeichnens so wenig erforderlich sind, wie zum Bau des Wigwams der amerikanischen Wilden. Es kann das eigentlich jeder Bauer selbst machen, und wer unsere östlichen Landestheile kennt, weiß, daß sich hier die Bauern aus Lehm und Heidekraut auch ihre Bauwerke selbst errichten. Höchstens schneidet ein Zimmermann die Balken und Sparren zurecht, die auch ganz ohne Kunst dem Bauwerke aufgesetzt werden, und macht die Thüren und kleinen Fenster.

Daß bei solchen Bauten Unfälle nur höchst selten vorkommen, selbst wenn einmal eine aufgeplagte Wand einfällt, ist selbstverständlich. Was soll da geschehen? Es reißt sich einmal ein beim Bau Beschäftigter einen Splitter in die Hand oder haut sich mit der Art in den Fuß. Das würde auch vorkommen, wenn der Arbeiter seinen Lohn nicht von dem Bauer oder dem Schaarwerker, sondern von dem in sieben Meilen Entfernung wohnenden „Meister“ erhielt.

Was verschlägt es, wie die zu solchen Bauten gefertigten Zeichnungen aussehen? Die „Baugewerkszeitung“ druckt uns freilich die Entrüstung eines Innungsmeisters aus Schwarzburg-Rudolstadt darüber ab, daß die Behörden bei der Ertheilung der Bauerlaubnis nicht auf schöne Zeichnungen sehen. Wir finden das aber sehr lobenswerth von den Baubeamten und den Baupolizeibehörden. Warum sollen sie einen Bauern zwingen, für die Zeichnung zu seinem Hühnerstall, der vielleicht mit allen Auslagen 150 Mark kostet, sich von einem Innungsmeister eine Zeichnung für 25 Mark machen zu lassen, denn billiger würde das Vergnügen doch kaum werden. Die Beamten verstehen die Zeichnung, sie wissen, daß da an eine Gefahr nicht zu denken ist, sie deuten im Bauerlaubnischein die wichtigsten feuerpolizeilichen Bestimmungen an, und sehen

bei der Abnahme zu, daß diese innegehalten sind, damit ist dem öffentlichen Interesse genüge gethan. Beamte, die so weise verfahren und den Bürgern und Bauern unnütze Ausgaben sparen, sie den Innungsmeistern nicht tributpflichtig machen, thun ihre Pflicht.

Man kann übrigens für die praktische Bauausführung sehr tüchtig und befähigt sein, und doch nur sehr mäßig zeichnen. Im Gegentheil ist noch nicht gesagt, daß derjenige, der eine feine Zeichnung machen kann, nun auch vom Bauen viel versteht.

Der Schaarwerker ist für kleinere Bauausführungen durchaus genügend und in praktischer Erfahrung dem Innungsmeister oft sehr voraus. Außerdem ist die Hauptsache, der Schaarwerker kümmert sich um den Bau, ist sich seiner Verantwortlichkeit stets bewußt, der Meister schiebt die Verantwortlichkeit auf den Polier ab. „Wozu hat man denn einen Polier?“ sagte der Berliner Innungsmeister. Ja, wozu nützt denn ein Besähigungsnachweis, wenn man die Verantwortlichkeit dem Polier überlassen kann? Wenn die „Baugewerkszeitung“ meint, die polizeiliche Beaufsichtigung genüge nicht, um Unglücksfälle zu vermeiden, man könne nicht an jeden Pfeiler einen technisch gebildeten Schutzmann stellen, so ist das vollkommen richtig. Es ist aber noch weniger möglich, an jeden Pfeiler einen geprüften Innungsmeister zu stellen. Es würde im Grunde auch wenig nützen, denn wir haben beim Berliner Siedehause gesehen, daß auch da, wo Baumeister, Architekt und Innungsmeister die Aufsicht führen, doch sehr grobe technische Versehen vorkommen, die große Unfälle hervorrufen.

Die meisten Unfälle ereignen sich dadurch, daß die Unternehmer das Anbringen von Schutzvorrichtungen aus Habgucht unterlassen. Diese Veräumnisse verursachen die Abstürze und das Erschlagen durch herabfallendes Material. Auf diese Ursachen ist aber die größte Mehrzahl der Unfälle zurückzuführen. Die Innungsmeister gehen da durchaus nicht mit gutem Beispiel voran, sondern haben sich öfters hartnäckig geweigert, wenn die Gesellen es verlangten, solche Schutzmaßnahmen, wie Zudecken der Balken u. s. w. zu treffen. Dann entstehen Unfälle durch die Verwendung schlechten Materials meistens in Verbindung mit Loddriger Arbeit. Die von der Baupolizei vorgeschriebenen Abmessungen der Mauern sind meistens so reichlich, daß sie auch bei sehr mäßigem Material genügen, wenn die Arbeit wenigstens sorgfältig ist. Wer aber am Material spart, der will auch am Arbeitslohn sparen, und das verträgt sich nicht zusammen. Man zwingt die Gesellen durch Akkordarbeit zum größtmöglichen Puscheln, man macht Preise, bei welchen es ganz unmöglich ist, auch nur mittelmäßige Arbeit zu liefern. Die Akkordarbeit ist schuld an einer sehr großen Zahl von Bauunfällen, weil sie loddrige Arbeit zur nothwendigen Folge hat, sowohl beim Mauern, wie beim Rüsten. Man gebe die Fachorganisationen der Arbeiter frei, man hitanire sie nicht weiter, dann wird bald, wenigstens da, wo die Arbeiter nicht ganz versumpft sind, die Akkordarbeit verschwinden, die Ausführung wird ein langsames Tempo annehmen, das Ueberhaften der Ausführungen wird aufhören, die Arbeit wird sauber und gut werden. Dann wird auch bei schlechterem Material kein Einsturz erfolgen. Die Arbeiter-Fachvereine werden übrigens auch sonst eine bessere Kontrolle führen, als es irgend einer Baupolizei möglich ist. Es braucht dann nicht an jedem Pfeiler ein sachkundiger Schutzmann zu stehen. Die Puscherei bei Innungsmeistern und bei Nichtinnungsmeistern und damit mancher Unglücksfall kann nur beseitigt werden nicht durch den Besähigungsnachweis, sondern nur durch freie Arbeiterorganisationen.

### Politische Nachrichten.

Während wir dieses Blatt in Druck geben, hat im Reichstag die entscheidende dritte Lesung des Sozialistengesetzes begonnen. Ihr Ergebnis ist kaum zweifelhaft: das unveränderte alte Gesetz wird auf zwei Jahre, also bis Ende September 1890, verlängert werden; Verschärfungen wie Milderungen werden nicht eintreten. Von manchen Seiten wird gemunkelt, Herr von Puttkamer beabsichtige, in einer langen Rede die Niederlagen zu mildern, die er bisher erlitten hat. Das Bedürfnis mag der preussische Minister des Innern wohl fühlen, nur wird sein Wunsch schwerlich in Erfüllung gehen. Das entschiedene Mißgeschick, das er diesmal bei der Vertheidigung des Gesetzes hatte, bleibt nicht ohne Wirkung bis in die Reihen der Konservativen hinein. Es ist doch überaus „peinlich“, daß der Minister aus der Nummer des „Sozialdemokrat“, die Christensen einem Soldaten in die Hände geschmuggelt hat, eine grausige Verherrlichung der Kommune, der Ermordung des Erzbischofs und ähnlicher Greuel zitiert hat, wovon, wie ihm jetzt nachgewiesen worden ist, in dieser Nummer gar nichts steht. Es ist nicht minder peinlich, daß er aus dem angeblich durch das Reichsgericht verbotenen Buche desselben Christensen „blasphemische“ Stellen zitierte, die wahrscheinlich auf die kirchlich gesinnten Mitglieder des Hauses wirken sollten, und daß — wie ihm jetzt nachgewiesen wird — dieses Buch gar nicht verboten ist, sondern vom Reichsgericht für schuldlos befunden wurde, und daß die Stellen, die er zitiert hat, in diesem Buche auch nicht zu finden sind. Der Eindruck, den diese Form der Vertheidigung des Sozialistengesetzes hervorgerufen hat, wird so leicht nicht wieder verschwinden, um so weniger, als in der ersten Lesung der sächsische Staatsanwalt von Held so außergewöhnliche Anforderungen an die Sozialdemokraten stellte, denen er es zum Beispiel als schweres Vergehen anrechnete, bei der Darstellung des

Falles Christensen nicht genau zwischen dem „Bewußtsein der Rechtswidrigkeit“ und dem „Bewußtsein der Strafbarkeit“ unterschieden zu haben. Anstatt mit solchen Splintern bei den Sozialdemokraten, sollte sich der Herr Generalstaatsanwalt lieber mit dem Balken bei seinem Kollegen vom Bundesrathstische beschäftigen.

In Belgien hat die Regierung den Gattenmörder Vandermisken begnadigt, während die Arbeiterführer Falleur, Schmidt, Poty und wie die anderen alle heißen, deren Schuld an den Ausschreitungen vor zwei Jahren nicht einmal nachgewiesen wurde, noch immer in den Gefängnissen schmachten. Selbst die bürgerliche Brüsseler „Gazette“ geräth darob in Harnisch. „Wir haben — schreibt sie — bisher jedes Eintreten für andere Verurtheilte vermieden, die auch Unglückliche und Verirrte waren und für die überdies noch viele andere Umstände sprachen, die bei dem Advokaten und Mann von Stand nicht vorlagen. Diesmal aber, nachdem man nun einmal begonnen hat, Nachsicht zu üben, verlangen wir selber, daß man nicht einseitig Gnadenakte, wie Stellungen und Dekorationen, an Mörder von „Geburt“ vertheile, die Freunde in den Ministerien sitzen haben. Wenn man nicht selber den Sozialisten Waffen gegen die Klassenpolitik der Bourgeoisie in die Hand geben will, so müssen sich die Thore der Gefängnisse ebenso für die Brandstifter des Vorinages wie für den Mörder von der Rue Verte öffnen.“ Die Bourgeoisie, die in Wahrheit Schuld trägt an den Verzeihungsthaten der Masse, wird natürlich weiter Mörder begnadigen und die Sozialisten gefangen halten.

Bei Schließung des Fachvereins der Leipziger Steinmetzen handelt es sich, wie uns mitgeteilt wird, um Folgendes. Es bestand dort die Einrichtung, daß Vertreter von jedem Arbeitsplatz sich mit dem Fachvereinsvorstande gemeinsam zu unregelmäßigen Zeiten versammelten, um gewerbliche Angelegenheiten zu besprechen und zu ordnen. Ein Geheimniß wurde aus diesen Versammlungen nicht gemacht; da sie ferner sich niemals mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigten, hielt man es auch nicht für erforderlich, sie der Polizei anzumelden. Es war eigentlich, wenn man will, ein Ausschuss des Fachvereins, der hier Sitzung hielt. Die Leipziger Polizei sucht nun hieraus einen Geheimbund (!!) zu konstruieren, auf den § 128 und wie sie selbst sagt, vielleicht sogar 129 des deutschen Reichs-Strafgesetzbuches Anwendung finden soll!! Sechs Personen sind in Haft.

Dem Vertrauensmann der deutschen Maurer, Herr Albin Schlössel zu Giebichenstein ist von der Polizei das beschlagnahmte Geld wieder gegeben worden. Jedoch soll gegen ihn Anklage erhoben werden wegen unbefugten Sammelns. Auf den Ausgang dieses Prozesses darf man insofern gespannt sein, als das Reichsgericht im Falle des Altonaer Tischler-Fachvereins anerkannt hat, daß zur Erreichung günstigerer Arbeitsbedingungen im engeren Sinne, also wo es sich lediglich um Lohn und Arbeitszeit einer Gewerkschaft handelt, ohne daß die soziale oder politische Staatseinrichtung dadurch berührt wird, der § 152 der Reichsgewerbeordnung für die Arbeiter gilt, daß also „alle Verbote und Strafbestimmungen . . . aufgehoben werden“. Uebrigens waren die Sammlungen für den Fond der Maurer keine öffentlichen.

### Gewerkschaftliches und Vereine.

Der Streik der Berliner Sattler ist noch nicht beendet. Wie Herr Ahmann am Donnerstag in der Versammlung bei Habel mittheilte, sind am Mittwoch Abend, um den hiesigen Kollegen zum Siege zu verhelfen, 100 Sattler nach Barmen abgereist, um zu den hier geforderten aber verweigerten Löhnen die Arbeit dorthin selbst aufzunehmen. Auch die Dresdener Sattler haben sich mit den hiesigen Streikenden solidarisch erklärt und sich verpflichtet, für die Dauer des Streiks pro Woche und Person 1 M. zu zahlen. Herr Ahmann befürwortete eine Ermäßigung der Forderungen, doch war die allgemeine Stimmung dagegen, wenigstens wurde eine derartige Ermäßigung für verfrüht erachtet, indem man zuvor die Entschlüsse der Dortmunder Arbeiter abwarten müsse. Sollten die dortigen Arbeiter nicht die Arbeit einstellen, so sind die Streikenden gewillt, einen ehrlichen Rückzug anzutreten in dem Bewußtsein, ihre Schuldigkeit gethan zu haben. — Die entscheidende Versammlung findet am **Sonnabend Nachmittag 3 Uhr in Habel's Brauerei** statt. Unterstützungs-

bedürftige haben sich am Sonnabend von 9 bis 2 Uhr bei Marx, Neue Jakobstr. 11, zu melden.

Gleichzeitig geht uns folgender Aufruf zu: An unsere Kollegen! Gestützt auf unsere gerechten Forderungen, welche ja auch Eure sind, wenden wir uns hiermit an Euch! Handelt mit uns kollegialisch, vergeht nicht, daß Ihr unsere Brüder seid, für welche wir den Kampf aufgenommen und auch durchzuführen gedenken. Kollegen! Dieses ist aber nur möglich auf dem Boden der **Einigkeit**. Die Solidarität ist es, welche uns zum Siege führt, welche auch Eure Interessen wahrt. Kollegen! Selbst ein Fabrikant hat uns gegenüber Folgendes geäußert: „Schaffen Sie, meine Herren, daß meine ganzen Leute streifen, so sind Ihre Forderungen gesichert.“ und wünschte uns zu denselben das beste Gelingen. Also, Kollegen, beherzigt diese Worte aus dem Munde eines der größten, uns gegenüberstehenden Fabrikanten. Legt die Arbeit nieder! und kommt als unsere Brüder, als unsere Kollegen, heute **Sonnabend Nachmittag 3 Uhr** zur Versammlung in Habel's Brauerei, Bergmannstr. 5-7. Vergeht das Persönliche und seid **einig** im Interesse unserer Sache. Also wir bitten Euch, beherzigt den Aufruf mit uns, leidet mit uns und der Sieg wird unser sein! Die streikenden Sattler Berlins. J. A.: Die Deputation. G. Ahmann, Wilhelmstr. 133, Hof rechts 2 Tr.; F. Martisch, Neue Jakobstr. 10, vorn 4 Tr. bei Köhlig.

**Arbeiter! Kollegen!** Wir ersuchen höflich, die noch ausstehenden Sammellisten von dem Streik der **M. Gebauer'schen** Stodfabrik in Berlin so schnell wie möglich an die betreffenden Zahlstellen abzuliefern. Hauptzahlstelle: Herr Karberg, Blumenstraße 51b. Das Komitee.

**Die streikenden Schleifer der Mehlich'schen Fabrik** in Berlin richten einen neuen Aufruf an die Berliner Arbeiterschaft. Unterstützungen werden vom Kollegen Brache, Schönholzerstr. 19, vorn 1 Tr., entgegengenommen.

**Der Streik in der Kanow'schen Fabrik** in Berlin dauert fort, da der Fabrikant zwar die alten Löhne weiter bezahlen will, aber die Wiedereinstellung der alten Arbeiter verweigert. — Die Zahl- und Abrechnungsstelle befindet sich Stallhreiberstr. 11, im Lokale von Gossen.

**Der Verein zur Unterstützung erkrankter Mitglieder der Maurer Berlins** hielt am Mittwoch, den 8. d. M., im „Victoria-Saal“, Perlebergerstr. 13, eine Versammlung ab. Herr Weise sprach über das Thema: „Wie stellen sich die Berliner Maurer dem Verein gegenüber?“ Redner führte aus, daß zu einer Zeit, wie die gegenwärtige, es schlecht angebracht wäre, wenn sich einzelne Kollegen abfällig über den Verein aussprächen. Gerade jetzt, wo jede Arbeitervereinigung mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen habe, wäre es mit Freunden zu begrüßen, daß sich hier wieder Kollegen gefunden haben, die etwas Gutes für die Berufsgenossen schaffen wollen. Um so fester und einmütiger müßten sich die Maurer Berlins dieser Vereinigung anschließen, denn Pflicht der Arbeiter wäre es, ihre traurige Lage nach Möglichkeit besser zu gestalten. Der Einzelne würde vom Sturme der Zeit fortgerissen, während eine feste Organisation den größten Ansturm aushalten würde. Redner entwickelte hierauf in eingehender Weise die Gründe, weshalb der Verein geschaffen worden sei. Die Herren Grothmann, Heine und Scheel schlossen sich diesen Ausführungen an und betonten, daß das Solidaritätsgefühl unter den Berliner Maurern nie erkalten dürfe. Die Wunden, die der Kampf um's Dasein geschlagen, müßten geheilt werden; darum sollte sich jeder Kollege, der sich einigermassen seine Existenz sichern will, dem Verein anschließen. — Sodann wurde vom Kassirer Herrn Müller die Abrechnung vom Monat Januar vorklesen. Der Bestand am 31. Dezember 1887 betrug 117,37 M.; die Einnahme pro Januar 156,20 M., macht zusammen 273,57 M. Die Ausgabe betrug 114,27 M. Es verblieb demnach ein Bestand von 159,30 M. Sodann wurden die Herren Rindermann und Künast als Kontrolleure für die stattfindenden Mitgliederversammlungen gewählt und hierauf die Versammlung mit Hochrufen auf das fernere Gedeihen des Vereins geschlossen.

Der Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen feiert am 25. Februar sein 8jähriges Stiftungsfest, verbunden mit Wiener Maskenball, in den Sälen des Grand Hotel Alexanderplatz. Der Verein hat alles aufgeboten, um dieses Fest so reichhaltig als möglich zu gestalten. Der Eintrittspreis beträgt 50 Pf. und sind Billets an den mit Plakaten belegten Stellen zu haben. — Erwähnenswerth ist noch, daß die **Mitgliederbeiträge jetzt auf 20 Pf. gestellt** sind, und es wäre Pflicht eines jeden Schlossers, dem Fachverein beizutreten, zumal die Lage derselben sich immer mühslicher gestaltet. Davon legen die in verschiedenen Verhältnissen ingenierten Streiks Zeugniß ab. Die Versammlung vom 28. Januar wurde bekanntlich aufgelöst, weil sich der Verein mit dem Streik, welcher in der Kanow'schen Werkstatt ausgebrochen war, beschäftigte. Die Beschwerde, welche der Verein eingereicht, ist abschlägig beschieden worden. Also nochmals, Kollegen, wollen wir unsere Lage irgendwie verbessern, so ist es nothwendig, daß wir uns organisieren und dem Fachverein beitreten.

Fachverein sämtlicher im Drechslergewerbe beschäftigten Arbeiter Berlins. Wanderversammlung am Mittwoch, den 22. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, in Krieger's Salon, Wasserhorststr. 68. Tagesordnung: 1. Vortrag: „Ueber die endgültigen Ziele der gewerkschaftlichen Organisationen der deutschen Arbeiter in der Jetztzeit“, unter besonderer Berücksichtigung der „Geschichte der Arbeiter-Agitation Ferdinand Lassalle's“. Referent: Robert Sandermann. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Frage-

kasten. Aufnahme neuer Mitglieder. Gäste haben Zutritt. — In Anbetracht der wichtigen Tagesordnung ersucht der Vorstand um recht zahlreichen Besuch dieser Versammlung.

Fachverein der Buchbinder und verwandte Berufsgenossen (Verbandsverein). Sonnabend, den 18. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung im Restaurant Meyer, Alte Jakobstr. 83. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Bohn: „Was ist von der Halb'schen Erbschen-Theorie zu halten?“ 2. Ergänzungswahl zur Arbeitsnachweis-Kommission. 3. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste willkommen. Um recht zahlreichen und pünktlichen Besuch bittet der Vorstand.

Gauverein der Maler. Vereinsversammlung am Dienstag, den 21. d. M., Abends 8 Uhr, bei Nest, Weberstr. 17 (früher Hildebrandt). Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Bericht des Delegirten von der Generalversammlung. 3. Verschiedenes.

Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter. Versammlung am Sonnabend, den 18. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, Beuthstr. 18, Treppe E. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Jabel über: „Medizinische Wissenschaft“. 2. Vereinsangelegenheiten und Verschiedenes. — Mitgliedsbuch legitimirt.

Verein der Einseher (Eisler). Generalversammlung am Sonntag, Vormittags 10 1/2 Uhr, Neue Friedrichstr. 44. Tagesordnung: 1. Antrag auf Verlegung des Vereinslokals. 2. Vorlage und Anträge des Vergütungskomitees. 3. Vorstandsanträge. 4. Verschiedenes. 5. Fragekasten. — Recht zahlreicher Besuch erwünscht. Mitgliedsbuch legitimirt. — Der diesjährige **Vereins-Maschinenball** findet Sonnabend, den 3. März, in Ruh's Ballsaal, Frankfurterstr. 87, statt, wozu alle Freunde und Kollegen des Vereins ganz ergebenst hiermit eingeladen werden.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und verwandter Berufsgenossen Berlins. Montag, den 20. Februar, Generalversammlung in Keller's Lokal, Andreassstraße 21. Zahlreiches Erscheinen nothwendig. Mitgliedsbuch legitimirt.

Verband deutscher Zimmerleute. (Lokalverband Berlin Noabit). Versammlung am 20. d. M., Abends 8 Uhr, im Lokal, Stromstr. 28. Tagesordnung: 1. Anträge zum Handwerksfest in Hannover. 2. Unser Stiftungsfest. 3. Verschiedenes. 4. Fragekasten.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (E. H. 29, Hamburg). Filiale Berlin 5. Versammlung am Sonnabend, den 18. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, bei Ackermann, Lothringersstr. 81.

Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsklassen (Filiale Berlin 2). Versammlung am Sonnabend, 18. Februar, Abends 8 Uhr, bei Bartel, Klotzwellstr. 5. Neue Mitglieder werden dafelbst und beim Kassirer Zeiß, Teltowerstraße 45, 3 Tr., aufgenommen.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (E. H. 29, Hamburg), Filiale Berlin 1. Mitgliederversammlung Sonnabend, den 18. Februar, Lichterfeldstr. 8 (Wilhelmshöhe). Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Besprechung des Statuts. 3. Innere Kassenangelegenheit. — Das Erscheinen jedes Mitgliedes ist nothwendig.

Kranken- und Sterbekasse des Vereins der Former (E. H. 53). Zu dem am 18. Februar stattfindenden 25jährigen Stiftungsfest, verbunden mit großem Wiener Maskenball, in Kroll's Etablissement am Königsplatz sind Billets à 50 Pf. zu haben bei Rewes, Schönleinstr. 21, Rieger, Brunnenstr. 129a und Reibelbach, Ackerstr. 134, wie auch bei den Mitgliedern. — An der Kasse findet ein Billeterverkauf nicht statt.

Kranken- und Begräbniskasse für Gärtler und Bronceur (E. H. 60). Der Maskenball findet am 25. Februar in den glänzend decorirten Räumen der Philharmonie statt. Billets à 75 Pf. sind bei nachstehenden Herren zu haben: Otto Klein, Ritterstraße 15; Karl König, Fürstenstr. 24; Wihl. Meierfeld, Oranienstraße 201, vorn 3 Tr.; Otto Jaczel, Prinzenstr. 11; G. Rümke, Subenerstr. 54; Wihl. Teichert, Reichenbergerstr. 34; A. Schmitt, Waldemarstr. 56; Häpfler, Reichenbergerstr. 22; J. Gärtler, Kottbuserstr. 20; Otto Neumann, Diefenbachstr. 69; Theod. Dohm, Mariendorferstr. 7; Theod. Stephan, Blücherstr. 45a; Ost. Jöllner, Stallgerstr. 24.

Der Gesangverein „Vereinsklub“ der Posamentirer veranstaltet am Sonntag, den 19. Februar, Andreassstr. 21, in Keller's Salon, ein Wohlthätigkeitskonzert, verbunden mit Tanzfränzchen. Anfang 4 Uhr. Billets sind bei sämtlichen Mitgliedern und im Arbeitsnachweis, Oberwasserstr. 12, zu haben.

Gesangverein Freundschaft. Sonnabend, den 18. Februar, Wiener Maskenball im Etablissement „Eiskeller“, Chausseestraße 88.

Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38. Sonntag, den 19. Februar, Vormittags 10 1/2 Uhr, Vortrag des Herrn Bogt-herr über: „Der Kirchenglaube als Maßstab der Sittlichkeit.“ Damen und Herren als Gäste willkommen. — Am Montag, den 20. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, findet Rosenthalerstr. 38 eine beschließende Versammlung der Mitglieder statt.

### Briefkasten.

Expediteur. Geben Sie immer an, wieviel Exemplare Sie überhaupt beziehen wollen. Die Freie Exemplare werden wir dann schon bei der Abrechnung in Abzug bringen.

**Minna Zabel**  
**Wilhelm Schweitzer**  
Verlobte.  
Berlin, den 15. Februar 1888.

**Fachverein der Tischler.**

Montag, 20. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.

**Außerordentliche General-Versammlung.**

Tagesordnung: 1. Beschlußfassung über eine aufzunehmende Berufsstatistik im Berliner Tischlergewerbe. 2. Festsetzung der in diesem Jahre stattfindenden Vergütungen des Vereins. 3. Vereinsangelegenheiten und Fragekasten. **Der Vorstand.**

**Fachverein der Schlosser und Berufsgenossen.**

Sonnabend, den 25. Februar 1888.

**großes Stiftungsfest,**

verbunden mit **Wiener Maskenball** in den Sälen des Grand Hotel Alexanderplatz. Der Eintrittspreis beträgt 50 Pf. und sind Billets in den mit Plakaten belegten Stellen zu haben.

Angleich machen wir darauf aufmerksam, daß der Mitgliedsbeitrag auf 20 Pf. herabgesetzt worden ist und fordern wir zu zahlreichem Eintritt in den Verein auf. **Der Vorstand.**

**Die Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (E. G.)**

**30 Zimmerstrasse 30**

empfehlen ihr Lager fertiger Herren-Garderobe sowie reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe, ebenfalls Futter, Borte und Knöpfe. Herren-Garderoben jeder Art werden nach Maß angefertigt. **Der Vorstand.**

**Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin**

von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**

**Reelle Waare. Prompte Bedienung.**

**Zur pünktlichen Lieferung der Volks-Tribüne,**

der Neuen Zeit, Internationalen und Volksbibliothek und sämtl. anderen Zeitschriften und Mode-Journale empfiehlt sich

**R. Kohlhardt, Brandenburgstr. 56.**

Auch wird dafelbst jede Buchbinderarbeit angefertigt.

**Nähmaschinen**

sämmtlicher Systeme

Reparaturen schnell und gut.

**E. Franke,**

Saarbrückerstraße 6.

**Cigarren u. Tabake**

reichhaltiges Lager

von

**C. Klein.**

15. Ritterstraße 15.

Dafelbst Zahlstelle der Gärtler u. Bronceur (E. H. 60.)

**Eine öffentliche Versammlung**  
der **Sattler**

findet am **Sonnabend, den 18. d. M.,** **Nachmittags 3 Uhr** in

**Habel's Brauerei,**

**Bergmannstraße 5-7,** statt, mit der Tagesordnung: 1. Unsere Streitangelegenheit. 2. Diskussion. **Der Einberufer.**

**Zu jedem Geschenk passend,** empfehle ich Bilder von

**Marx und Lajalle**

in schwarz und Delrud, A. Bebel in Cabinet und 1/2 Lebensgröße, sowie Gruppenbilder der **Sozialdemokratischen Fraktion.**

Anfertigung jeder Glasarbeit. (Gruppenbilder werden sauber und billig eingerahmt.)

**Karl Scholz, Eisenbahnstr. 36 b 1.**

An Expediteure und Kolporteurs

liefern wir die vollständigen Reden der sozialdemokratischen Abgeordneten (Beilagen Nr. 5, 6, 7) zum Preise von 20 Pf.

Wir bitten um umgehende Bestellungen.

Einzelverkauf 30 Pf.

**Expedition der „Berliner Volks-Tribüne“.**



stellen mußten, daß sie die Arbeitgeber nicht befriedigen konnten. Die Arbeiter sollten auf diese Weise aufgehetzt und schließlich zu Attentaten oder Gewaltthatigkeiten verleitet werden.

M. S., alle diese Thatsachen haben bei mir, der ich dies aufmerksam kenne, und auch bei den betreffenden Beamten in der Schweiz die Ueberzeugung nachgerufen, daß Schröder in der That allen seinen Einflüssen aufgegeben hat, Attentate zu provozieren. Dadurch sollte die öffentliche Meinung in der Schweiz im höchsten Grade in Aufregung und in Entrüstung gebracht, und in Folge davon nicht nur die Anarchisten, sondern auch die der preussischen Regierung so verhassten Sozialisten aus der Schweiz herausgeworfen werden. Ich habe dies nur zur Ergänzung der Ausführungen meines Freundes Singer hier angeführt.

Dann, m. S., der Haupt, der mittlerweile ausgewiesen ist. Dem Haupt darf man das Zeugniß ausstellen, daß er den Sozialisten, also unseren Leuten gegenüber sich in Genf merkwürdig geschickt, klug und zurückhaltend benommen hat, so daß, als nach Genf die Nachricht kam, Haupt sei ein preussischer Polizeispion, alles sagte: das ist ja undenkbar, Haupt ein Polizeispion, das ist ganz unmöglich! Nun muß ich gleich eine Thatsache berichten; Herr von Buttamer hat gesagt, daß eine Bande von Stralchen zu Haupt und Schröder gekommen sei, hätte sie überfallen und zu allen möglichen Geständnissen gezwungen. Herr von Buttamer war überhaupt in seiner ersten Rede etwas sehr erregt, andererseits etwas sehr niedergeschlagen (große Heiterkeit) und man kann ihm da zu gute halten, daß er jene Rede mit solchen harten Worten hielt, wie sie sonst bei einem Manne in seiner sozialen Stellung und von seiner Bildung nicht üblich sind und nicht vorkommen dürfen. Wenn er mit Worten um sich geworfen hat, wie Stralchen, Bande, Nordbrenner, Bestien, und was sonst noch für schöne und lebenswürdige Ausdrücke vorkamen, so will ich Herrn von Buttamer auf diesem Wege nicht folgen; dafür halte ich mich zu gut. Ich will aber erklären, daß die Leute, die Schröder und Haupt entlarvt haben, ehrliche, brave Arbeiter waren, (Bravo! links), ehrliche Arbeiter, die bisher diesen Leuten, wie Haupt und Schröder, ihr vollstes Vertrauen schenken, und die natürlich außer sich waren, als sie die ihnen ungläublich scheinende Nachricht bekamen. Sie gingen also zu ihnen und legten ihnen die Frage vor, ob das wahr sei, sie sollten gesehen. Schröder hat erst nach einigem Zögern geantwortet; Haupt aber, der nach den Worten des Polizeidirektors Krüger als ein baumhartter Mann bezeichnet wird, der einen Russen „unter den Tisch laufen könne“, wie er ihm anrieth, um dadurch bei ihm in's Logis zu gelangen und Einbrecherdienste üben zu können — eine schöne Moral für einen königlich preussischen Beamten! Ich habe überhaupt gehört sowohl aus den Worten des Herrn von Buttamer und des Herrn von Helldorf, daß Moral und Humanität im preussischen Staatsleben keine Gütigkeit haben. (Unruhe rechts.) — Ja, ganz entschieden, m. S., hat man sich so ausgesprochen, das wird durch die Berichte konstatirt werden. Nun, der Haupt hat, als er von seinen Freunden gepöbel wurde, wie ein Hund zu weinen angefangen, und er gestand sofort, daß er seit sieben Jahren im Dienste der preussischen Polizei sei. Und — es ist fast unglaublich bei einem solchen Menschen, der diese Stellung einnimmt — erklärte sich auf Aufforderung eines Genossen sogar bereit, von Genf nach Zürich zu reisen und in Zürich in aller Form seine Geständnisse zu Papier zu bringen, und das hat er gethan. Schröder feinerseits erklärte sich bereit, eine Einsicht seiner Papiere zu gestatten, und während man darüber mit ihm verhandelte, entdeckten die Leute rein zufällig — die ganze Geschichte spielte sich zunächst in der Werkstatt ab — unter einem Haufen Hockpfeifen die Dynamitkiste, die dort versteckt war. Dieser Umstand veranlaßte, daß jetzt die Züricher Polizei zu Hilfe gerufen wurde, denn auf die bloße Thatsache, daß Schröder Polizeispion war, hätte die schweizer Polizei keine Veranlassung, nach dem dort bestehenden Recht, einzuschreiten; sie schritt nicht eher ein, als wie Gefahr vorhanden war, daß Schröder die Dynamitkiste nur habe, um damit Verbrechern anzuhelfen. Ich will bemerken, daß in der Kiste eine ganze Lage von Dynamitpatronen gefüllt hat, von denen man bis zum Augenblick noch nicht weiß, wozu sie verwendet worden sind. Ich sage also, erst nach Entdeckung des Dynamits hat die Polizei eingegriffen, Schröder wurde verhaftet, und als am nächsten Tage Haupt auch nach Zürich kam und dort seine Geständnisse machte, wurde von unseren Parteigenossen die Züricher Polizei benachrichtigt, daß Haupt da sei, Haupt habe die und die Geständnisse gemacht, und er wurde sofort auch eingesperrt. So, m. S., hat es sich zugetragen. Ich glaube, die Arbeiter haben sich hier wahrhaftig sehr anständig und rechtschaffen verhalten, und statt daß man sie mit Schimpfwörtern, wie: sie seien Stralchen, belegte, wie wir das von dem Herrn Minister des Innern gehört haben, meine ich, wären den Leuten gegenüber, die er selbst als Schurke gebrandmarkt hat, für die Leute, die diese Schurke entlarvt haben, ganz andere, höflichere Bezeichnungen, wenn nicht gar Lob am Plage gewesen. (Sehr richtig! links.) Aber nach der Meinung jener Herren können Sozialdemokraten gar nichts anderes als Lumpe sein; sie können noch so rechtschaffen handeln, namentlich wenn sie, wie hier, so unangenehme Dinge für die Herren oben an das Licht der Öffentlichkeit bringen, dann müssen sie erst recht Stralchen und Lumpe sein. Der Spion Haupt hat sich also und unseren Leuten gegenüber vergleichsweise anständig gehalten, dagegen hat er bei Russen und Polen den agent provocateur gespielt. Dafür nur eine Thatsache. Er hat sich in das ganz besondere Vertrauen der Polen und Russen einzuschleichen gewußt, er ist den Leuten nicht nur persönlich außerordentlich lebenswürdig entgegengekommen, sondern er hat sie auch zu sich zu Tisch geladen, hat den Flüchtlingen Arbeit verschafft, hat ihnen Geldunterstützungen gegeben — alles natürlich aus dem preussischen Polizeifüßel. Auch Schröder hat gleiches gethan. Schröder hat bereits im Herbst 1885 sich beklagt, wieviel er unterstützen müsse, er habe schon nahezu 300 Frank an Russen und Polen ausgegeben. (Zuruf rechts.) Ich begreife nicht, wie die Anarchisten sich nicht die Frage vorgelegt haben: wo kriegt der das Geld her? (Herr von Kardorff: Sehr richtig!) — Allerdings, Herr von Kardorff, das habe ich mich auch gefragt. Die Leute waren aber so vertraut und sanftmüthig, außerdem hatte Schröder ein selbstständiges Geschäft, natürlich nur zum Schein; er hat selbst zugedeugt, daß er die Schreiberei nur zum Schein betrieben habe, genau wie Haupt ein ähnliches Geschäft hatte. Die Leute haben es als reine Wahrheit angenommen. So hat sich nun Haupt bei den Russen und Polen einzuschleichen gewußt. Nun passirte es, daß im Jahre 1884 ein Pole namens Ducatein, der, wie ebenfalls jugeneidlich feststeht, sich vergiftete, weil er eine politische Mission, die er übernommen, nicht ausführen konnte und da — ich weiß nicht welcher Art die Mission war — aus Verzweiflung sich den Tod gab. Dieser Ducatein wurde von allen seinen Landsleuten ungenießend geachtet und geehrt in Folge seiner großen Opferwilligkeit, seiner Thakraft, seiner Energie, kurz seiner ganzen Person wegen, und so gab es bei seinem Tode ein großes Leidenbegängniß. Bei dieser Beerigung des Ducatein hat der Haupt die Leichenrede gehalten und hat in den warmsten Worten die Verdienste des Todten um die revolutionäre Propaganda gerühmt und hat allen am Grabe Stehenden den, der leider jetzt als Todter im Grabe liegt, als nachahmungswürdiges Beispiel hingestellt. (Hört! links.) Als ein Jahr darauf dem Mann für seine frühere Thätigkeit von seinen Freunden ein Denkmal gesetzt wurde, da hat Haupt abermals die Einweihungsrede bei dem Denkmal gehalten und hat in dem nämlichen Stile wie das Jahr zuvor zu Ehren des Ducatein zur Nachahmung im Geiste und Sinne desselben direkt aufgefordert. Wahr ist nun: Haupt hat viele Leute der preussischen und russischen Polizei in die Arme geliefert; das weiß ich.

Nun hat der Herr von Buttamer noch ganz besonders hervorgehoben: wie nützlich das war, geht daraus hervor, wir sind ja in der Lage gewesen, die russische Regierung rechtzeitig noch vor dem Attentat im Winterpalais aufmerksam zu machen, daß

die kaiserliche Familie nicht getroffen wurde. Es war wohl da ein Irrthum vorliegend; es handelte sich wohl um ein anderes Attentat. Denn, m. S., daß das Winterpalaisattentat mißglückte, war einem reinen Zufall zuzuschreiben: einige Minuten (Lachen rechts — Zuruf: der weiß es genau!) — es ist durch die Zeitungen gegangen — einige Minuten, bevor die kaiserliche Familie den Saal betrat, stürzte die Decke ein. Aber ich will etwas anderes sagen: Dank scheint die preussische Regierung von Seiten der russischen Regierung nicht gefunden zu haben. Denn ich erinnere mich aus den letzten Worten gerade auch mit Bezug auf den Brief des Krüger an Haupt: „Das nächste Kaiserattentat soll von Genf ausgehen; schreiben Sie mir, ich erwarte Briefe von Ihnen“; — jedenfalls eine ganz merkwürdige Art, von einem Agenten Berichte einzufordern. Ich sage, m. S., die russische Presse demuzirt die preussische Polizei, daß sie agents provocateurs anstellt, die solche Attentate planen, und daß, nachdem sie rechtzeitig die russische Regierung unterrichtet habe, das Attentat nicht zur Ausführung komme. Wie weit das wahr ist, weiß ich nicht; aber ich kann Ihnen das eine sagen: nach dem, was ich bisher auf diesem Gebiet erfahren habe, bin ich geneigt, alles zu glauben. (Ruf rechts: Das scheint so.)

Weiter, m. S., — das ist nämlich interessant, und ich sehe hier einige Herren aus dem Kriegsministerium, für die es besonders interessant sein wird: ich will nun anführen, daß Haupt... (Ruf rechts: Lauter!) — Ja, seien Sie nur ein bißchen ruhig; ich spreche schon lange. (Ruf rechts: Ja, das ist wahr, zwei Stunden schon!) — Ja, wir kämpfen hier, so zu sagen, um unseren Kopf, und wenn ich vier Stunden rede, so ist das für das, was ich vorzubringen habe, nicht zu viel; ich habe das Recht, so lange zu reden, als es mir gefällt. — Also Haupt ist wegen Ehrfeigens eines Unteroffiziers als Soldat im 93. Infanterieregiment Anhalt am 2. Februar 1875 flüchtig geworden. Das ist nun ein Vergehen, was, wie Sie alle wissen, nach dem Militärstrafgesetz mit sehr harter Strafe geahndet wird. Aber Haupt ging in's Ausland und war nicht zu erlangen, Haupt wurde Ende 1880 Spion, er ging mit Einverständnis der preussischen Polizei, des Hauptmanns Krüger, nach Genf, weil dort ein wirksames Feld seiner Thätigkeit war. Doch in Genf konnte er vorerst nicht lange Aufenthalt haben und vor allen Dingen nicht das Bürgerrecht erlangen, wenn er nicht die nöthigen Legitimationspapiere hatte. Die hätte ihm seine Heimathbehörde nicht gegeben, weil er militärpflichtig war. Es galt also, um jeden Preis diese Fluchtgeschichte in irgend einer Weise zum Ausgleich zu bringen. Haupt wendete sich jetzt an das Militärkommando des 93. Infanterieregiments, erklärte, er sei zwar fahnenpflichtig, habe die Ehrfeige gegeben u. s. w., und fragte an, ob er die Sache nicht mit einer Geldstrafe abmachen könne. Darauf wird ihm vom Kommando des 93. Infanterieregiments — ich habe die Briefe im Original in Händen gehabt, sonst würde ich es nicht glauben — mitgetheilt, daß, wenn er 150 Mark zahle, die That ausgeglichen sei (Hört! hört! links); also 150 Mark auf Vergehen, auf die sonst viele Jahre Gefängnis stehen. Ich sehe hier einen der Herren aus dem Kriegsministerium, ich weiß seinen Namen nicht; der Herr mag die Güte haben, an das Militärkommando des 93. Infanterieregiments zu telegraphiren mit der Anfrage, ob die von mir angeführte Thatsache wahr ist. (Ruf: Zeigen Sie doch den Brief vor!) — Herr von Buttamer, ich habe gesagt: ich habe den Brief in Zürich gesehen und die Originalbriefe selbst in den Händen gehabt. (Zuruf.) — Es wird mir nicht geglaubt; vielleicht kann ich sie schaffen, wenn sie nicht die Schweizer Behörden behalten. Aber ich will Ihnen etwas anderes sagen, Herr von Buttamer: die Akten in dem Prozeß Haupt werden Ihnen genau so bekannt werden, wie Ihnen die Akten aus der Ehrenberg'schen Unternehmung mitgetheilt sein werden. — Wissen Sie das nicht? Ich weiß das ganz genau; ich sage Ihnen nur: die Akten werden Ihnen sehr gern zur Einsicht vorgelegt werden; fragen Sie einmal bei Herrn von Willow an, ob die Thatsache sich bestätigt. Fragen Sie an! — Ich führe diese Militärsache hier nur zum Beweise an, was alles in Deutschland jetzt möglich ist, selbst in der Kriegsverwaltung, wo ich das geradezu für ausgeschlossen und unmöglich gehalten hätte, wenn mir nicht diese Thatsachen durch die betreffenden Belegstücke bekannt geworden wären.

Ich gebe zu der Affaire Ehrenberg über. Herr von Ehrenberg ist bekanntlich, wie Sie in den Telegrammen heute lesen können, vom Bundesrath in Bern aus der Schweiz ausgewiesen worden wegen anarchistischer Umtriebe. Herr von Ehrenberg war mehr als bloß Anarchist, er war agent provocateur. Herr von Ehrenberg war Hauptmann — es wird gesagt, im badi'schen Generalstab; ich glaube, Hauptmann in einem badi'schen Artillerieregiment. Er hat zu Anfang der achtziger Jahre, als er nicht mehr aktiver Militär war, in Baden für die süddeutsche Volkspartei agirt, war auch Reichstagskandidat, wie mir der Herr Gesandte aus Baden bestätigten wird. Er hatte eine Broschüre über das Militärwesen geschrieben, in Folge deren er damals zu drei Monaten Festung verurtheilt wurde, die er in Weiz verbüßte. Alsdann kam er nach der Schweiz — soviel ich weiß: 1883; damals habe ich den Herrn persönlich kennen gelernt in der Schweiz. In Deutschland hatte er sich mit der Volkspartei liirt, dort hat er sich unseren Leuten genähert, er hat vor allen Dingen in der Redaktion des „Sozialdemokrat“ Eingang zu erlangen verstanden. Mißtrauen hatte kein Mensch — ich bin auch überzeugt, daß er damals durchaus nicht das war, was er später geworden ist; kein Preussenhaf, den er damals zur Schau trug, war, glaube ich, ehrlich gemeint, und der war glühend. Aber, Herr von Ehrenberg ist ein etwas exzentrischer Mensch... (Zuruf vom Bundesrathssitz: Verrückt!) — Verrückt? Das ist ein wahres Glück für Sie, daß er verrückt geworden ist. (Große Heiterkeit.) Ich habe mir gedacht, daß er verrückt werden würde — wenigstens für verrückt erklärt werden würde. In der Schweiz ist man nicht der Meinung, daß er verrückt sei oder gewesen sei.

Er trat im Herbst 1883 in unsere Partei ein, in der er übrigens nur vier Monate verblieb. Ich hatte damals Gelegenheit, mit ihm zusammenzukommen. Ich komme regelmäßig zweimal des Jahres in Folge meiner geschäftlichen Stellung als Handlungsreisender nach der Schweiz und besuche natürlich auch meine Freunde in Zürich. Da wurde ich mit Herrn von Ehrenberg bekannt, von dem man mir vorher mitgetheilt hatte: du wirst einen Herrn finden, etwas seltsam, aber wirst sofort finden, daß er kommt und dir beweisen wird, daß es nothwendig ist, daß jetzt die Sozialdemokratie die Revolution vorbereitet, und daß vor allen Dingen sie endlich sich einmal mit der revolutionären Kriegswissenschaft bekannt macht. Und in der That, so geschah es. Ich habe natürlich Herrn von Ehrenberg sofort ganz gehörig abblühen lassen. Und als ich nach einigen Monaten weiter hörte, wie der Herr ganz in demselben Sinne, und zwar zunächst mit einem gewissen Schoppen, der ebenfalls ausgewiesen worden ist — und ich habe seinerzeit zwei Nächte in der Wohnung dieses Schoppen, ohne zu wissen, daß er preussischer Agent war, in Bern gewohnt — also mit diesem Schoppen und einigen Züricher Studenten begonnen habe, revolutionäre Kriegswissenschaft und Strategie zu treiben, war ich mir über ihn klar. Herr von Ehrenberg hat denn auch in der „Arbeiterstimme“, einem schweizerischen Arbeiterorgan, eine Reihe von Artikeln in dieser Richtung geschrieben, die Herrn Rosi verdammen gefaßt haben, daß er sie in der „Freiheit“ abgedruckt hat. Ehrenberg soll auch später direkt für die „Freiheit“ geschrieben haben. Kurz und gut, wir haben Herrn von Ehrenberg abgestürzt. Der preussische Gesandte in Rom, der, wie ich weiß, Einsicht in die Akten gehabt hat und das ganze Material kennt, wird auch einen Brief von mir gefunden haben aus dem Frühjahr 1884, wo ich Herrn von Ehrenberg in der kategorischen und determinirten Weise meine Meinung sagte und ihm erklärte, daß er überhaupt gar nicht in die Partei hineingehöre. Nun, diese ganze Art und Weise, wie Herr von Ehrenberg von unserer Partei behandelt und abgewiesen wurde, scheint ihn auf das Höchste empört und erbittert zu haben, und es wird nun, wenigstens in Zürich, behauptet, er sei jetzt zur preussischen Gesandtschaft in Bern gegangen, durch deren Vermittelung er, wie ich glaube, seine

Pension von jährlich 1200 Mark bezog, und habe sich als Spion für die preussische Polizei angeboten. Er ist in dieser Stellung auch angenommen worden. (Zuruf vom Bundesrathssitz: Das ist falsch!) Nun ist folgendes interessant. Im Frühjahr 1884 wendet sich Herr von Ehrenberg mit einem Memorandum an das französische Kriegsministerium, indem er ihm Schilderungen über militärische Zustände in Deutschland giebt und namentlich auch einen Plan entwirft, wie die Festung Besel von den Franzosen überrumpelt werden könne. (Ruf rechts: Ja, das ist richtig!) Darauf ist ihm vom französischen Kriegsministerium die Antwort zugekommen: Lieber Herr, Ihre Sachen können wir nicht gebrauchen; was Sie da alles mittheilen, sind längst bekannte Dinge, ist und nichts neues. Herr von Ehrenberg ließ sich nun aber nicht abweisen. Er arbeitete ein neues Memorandum an das französische Kriegsministerium aus und entwickelte in demselben einen Plan, worin er sich anheischig macht, im Falle eines Krieges die deutsche Sozialdemokratie zur Insurrektion zu verleiten (Hört! hört! bei den Sozialdemokraten), so daß im Rücken der im Felde stehenden Armee operirt würde, und für diesen Zweck fordert er vom französischen Kriegsministerium einige hunderttausend Franken. (Hört! hört! links.) Er giebt an, daß zwar überall in Deutschland bereits geheime Komitees organisiert seien, wobei nur anfallig war, daß diese gar kein Geld haben sollten. Es brauche also, so meint er, bloß der Moment zu kommen, und der Krieg auszubrechen, dann sei er der Mann, der als militärischer Leiter die ganze Insurrektion machen und somit die deutsche Sozialdemokratie veranlassen werde, um ihre Ziele zu erreichen, gegen die eigenen Landsleute, die im Felde stehen, in landesverrätherischer Weise zu revoltiren. (Hört! hört! links.) M. S., es scheint, daß im französischen Kriegsministerium dieser Plan Beachtung gefunden hat. Man kann das ja begreifen. Ich erinnere bloß an die bekannten Geschichten, die Fürst von Bismarck im Jahre 1866 gegen Oesterreich durch Klapka, Kossuth u. s. w. eingefädelt hat. (Unruhe rechts.) — Ich will nur daran als Beispiel erinnern; ich will nur sagen, es wäre gar nichts neues, wenn das die Franzosen nachmachten. Leider! Doch hören Sie weiter. Ein höherer Offizier aus dem französischen Generalstab kommt darauf zu einem Pariser Journalisten, der mit unseren Leuten, wenn auch nur entfernt, in Beziehung steht. Er theilt ihm den Ehrenberg'schen Plan mit und sagt, ob denn der Herr von Ehrenberg, der diesen Plan habe, wirklich so ein Mann sei, daß er bei der deutschen Sozialdemokratie einen solchen Einfluß ausüben könne. Der antwortet ihm: das ist ja leerer Schwindel; es ist ja offenbar, daß Herr von Ehrenberg ein agent provocateur ist, und der Plan folgenden doppelten Zweck hat. Erstens stehe man jetzt in Deutschland kurz vor den Wahlen — die im Oktober 1884 bekanntlich stattfanden —, und da sei es der preussischen Regierung vielleicht sehr daran gelegen, wenn sie unter Kenntniznahme von diesen Plänen die Sozialdemokraten als Landesverräther brandmarken könnte, zum Mindesten nachweisen könnte, was es für Menschen seien, die mit den Führern der Sozialdemokratie in persönlicher Beziehung stehen, wessen sie alles fähig seien, und was man demnach von dieser Partei zu gewärtigen habe. Zweitens gelte es, die französische Republik als Friedensstörerin und Aufwieglerin zu denunziren und zu brandmarken. Daraufhin wurde Herr von Ehrenberg abgewiesen. Ich habe noch zu bemerken, daß alle diese Schriftstücke mit dem Namen „von Ehrenberg“ unterzeichnet waren, und an eine Dekadresse nach der Schweiz die Antworten zu senden waren. Nun, ich weiß in diesem Augenblick nicht — ich habe vergessen, mich darnach zu erkundigen —, weshalb Herr von Ehrenberg in der Schweiz in Haft kam; es ist auch gleichgiltig; ich glaube, die Schweiz war der Meinung, daß Herr von Ehrenberg sogar im eigenen Lande gegen sie konspirirt und an Italien gewisse militärische Geheimnisse in Bezug auf die Schweiz verrathet.

In der Handdurchsuchung, die nunmehr bei von Ehrenberg stattfand, und bei der seine Verhaftung vorgenommen wurde, sind nun eine ganze Reihe interessanter Aktenstücke mit Beschlagnahme belegt worden. Ich will Ihnen nur vier anführen. Das erste war ein Plan — es geht aus der ganzen Fassung des Schriftstücks hervor, daß dasselbe eine Kopie war und an andere abgegangen —, worin Ehrenberg entwickelt, auf welche Weise an einem Sonntag in die Expedition des „Sozialdemokrat“ in Zürich eingedrungen werden könne, wie man dort Briefe und Aktenstücke bekommen könne, und daß er sich anheischig mache, die Leute, die den Einbruch vornehmen sollten, zu instruiren und zu unterstützen. (Hört! links.)

Das zweite Schriftstück ist ein Aufruf. Ich habe ihn hier, will ihn aber nicht verlesen. Derselbe führt die Ueberschrift: „Die gefährlichsten Feinde der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland.“ In diesem fordert Ehrenberg auf zur Vorbereitung für die Revolution. Er sagt: „Der ganze Parlamentarismus ist Schwindel, diese Parlamentarier in Deutschland sind Verräther, das ist Judenbände, die dort das Wort führen. Nicht allein haben Juden im Parlament das Wort für die Partei, auch im Parteitag ist der Redakteur ein Jude.“ Er bezeichnet uns als indirekte Mitarbeiter Bismarck's.

Ein zweiter Aufruf lautet folgendermaßen: „Aufruf an alle muthigen Männer, welche ein besseres Loos der ausgebeuteten Volksmassen herbeiführen wollen.“ Nun, m. S., dieser Aufruf ist in Bezug auf den Zweck, den er verfolgt, nämlich den Hochverrath zu organisiren, das stärkste, was man sich vorstellen kann. Die Anrede lautet: „Brüder, Kameraden.“ Dann heißt es: „Seit lange besteht im Geheimen ein Komitee, welches in allen Erdtheilen Verbindungen hat, trefflich organisiert ist und Waffen besitzt, gegen welche die Bewohnung, die Taktik der heutigen Heere ein Ninderpiel sind. Wir können mit unseren Hilfsmitteln die Welt erobern, sobald ihr es wollt! Die Freiheit wird keine Phrase mehr sein, wenn alle jene Männer, welche sie im Grunde führen, dieselbe auch in der That erstreben. Sobald ihr dies wollt, Männer, schlagen wir los, und wir werden und müssen siegen in Folge unserer trefflichen bisher unerreichten geheimen Organisation. Männer der Arbeit, Soldaten und all' ihr Gedrückten und Geknechteten, die ihr nach Brod und nach Freiheit strebt, laßt euch nicht irreführen durch das nichtsagende Gewächswort parlamentarischer Bege gelöst werden könne.“ M. S., in dieser Weise geht es durch das ganze Schriftstück fort zirka sechs Seiten lang. An einer Stelle nun tritt der Soldat zum Vorschein. Er sagt: Wenn wir nun aber los schlagen wollen, dann dürfen wir nicht gegen die vereinigten Feinde in Europa das thun. Nein, er sagt: „Aber auch ohne diese Allianzbestrebungen unserer Feinde widerspricht es allen Sagen der Klugheit und der Erfahrung, sich ohne Noth gleichzeitig gegen mehrere Feinde zu wenden. Der Strategie drückt das kurz und bündig mit den Worten aus: man kann nur einen Kriegszweck auf einmal verfolgen.“ Der Schluß dieses Schriftstücks enthält dann gegen das preussische Königshaus, gegen die gesammten deutschen Fürstenthümer die denkbar schmerzlichen Rajesatsbeleidigungen, und die letzte Stelle heißt: „Darum, Proletarier aller Länder, vereinigt euch alle zum einigen und wohl vorbereiteten Handeln gegen den gemeinamen Feind, gegen die Verbrecherbände auf den deutschen Thronen. Das Insurrektionskomitee.“ (Bewegung.)

Es wurde meinen Pariser Parteigenossen zugemuthet, diese Dinge theilweise zu drucken und weiter zu verbreiten. Es ist auch interessant, daß derselbe Mann, der hier in der stärksten Weise für die Revolution arbeitete, von seinen Kameraden im Offiziercorps nicht anders zu reden weiß, als daß er sie „vertheilte Berufs Soldaten“ nennt. Derselbe Mann hat aber einen Entwurf unter der Adresse „An die Kölnische Zeitung“ verfaßt, worin er für die deutsche Sozialreform eintritt und selbst sozialreformatorische Vorschläge macht. Am Ende derselben sagt er — und kommt dabei auf den Standpunkt, den heute die Vorlage vertritt —: „Ihr werdet die deutschen Arbeiter für eine Sozialreform nicht erlangen, bis ihr die sozialistischen Führer nicht los seht.“ Er schlägt Maximalarbeitszeit und Minimallohn vor. Ferner solle der Grund und Boden in

den deutschen Kolonien verstaatlicht werden, und sollten die Mittel für die Sozialreform aus der Verpachtung desselben genommen werden. Er sagt dann am Schluss: „Ohne daß ihr die Führer abschüttelt, könnt ihr mit den deutschen Arbeitern nichts machen, und deshalb deportirt die Bebel und Konforten.“ (Hört! Heiterkeit.) Das, m. H., ist der Vorschlag, den Herr von Ehrenberg hier in dem Expose an die „Rölnische Zeitung“ gemacht hat. Ob es abgegangen und angenommen ist in Röln, weiß ich nicht, macht auch nichts. Das Auffallende an der Sache ist, daß der Schluss seiner Vorschläge sich ziemlich mit dem **Expatriationsparagrafen**, den jetzt die Reichsregierung vorgeschlagen hat, deckt. Nun, ein deutscher Offizier, der sich in dieser Rolle gefällt, der dann im Ausland wegen seiner Konspirationen verhaftet wird und aus Zürich trotz des gegebenen Ehrenwortes entflieht und flüchtet — der Ehrenwortbruch ist auch eine That, die ihn als Offizier ganz besonders kompromittirt —, kommt dann nach Deutschland zurück, meldet sich in Mühlhausen, wird in Freiburg in Haft genommen und wird alsdann in Karlsruhe, wie ich glaube, internirt, weil es heißt, er sei verrückt geworden. Nun bin ich das leider nicht zu konstatiren im Stande, ich will nur das eine sagen, daß es außerordentlich auffallend sei, daß der Mann, den wenigstens im Ausland niemand für verrückt, wenn auch für erzerrichtet, erklärt hat, daß der auf einmal in Deutschland als verrückt erklärt wird.

M. H., es ist überhaupt merkwürdig, welche Rolle die **abgedankten Offiziere** unter den Polizeiantagen spielen. Da ist z. B. ein anderer, ein Herr **Max Trautner**, ehemalig königlich bayerischer Offizier, der ebenfalls Polizeiantage ist. Trautner hat sich im Herbst 1881 an Herrn von Rabat gewandt und sich zum Polizeidienst erbaten. Er war vorher in der Türkei, nachdem er 1876 oder 1877 aus dem bayerischen Staatsdienst entlassen war, und will dort politische Dienste geleistet haben. Herr von Hade antwortet ihm sofort, er solle in Berlin als Detektiv angestellt werden und soll die Mitglieder des ehemaligen Vohrenklubs überwachen. Man bietet ihm 1800 Mark Gehalt nebst Spesen. Es ist ganz interessant für das ganze Treiben dieser Herren . . . (Zwischenruf rechts: Nein, sehr langweilig!) — Ich fürze schon so viel wie möglich, schon im Interesse meiner Lunge. Nun, bei diesem Trautner, der hier als Polizeiantage dient, läßt Herr von Hade Hausfuchung halten, giebt ihm aber vorher Kenntniß davon und rath ihm, er möge alles bei Seite lassen, was ihn kompromittiren könnte. (Hört! links.) Dann ging Trautner 1882 nach Bern, dort wurde er mit Anarchisten bekannt. Er hat nachher Briefe des Polizeidirektors Krüger an uns verkaufen wollen, das ist das Interessante. (Hört! links.) Erst wird er jahrelang von der Polizei bejagt, dann bietet er uns seine Dienste an und die sämtlichen Briefe, die ihm Krüger und andere geschickt haben. (Hört! hört!) Sie haben wohl schon aus dem Brief Krüger's an Schröder gehört, daß Schröder aufgefordert wird, den betreffenden Brief zurückzulassen. Das ist für alle Polizeiantagen, seitdem man böse Erfahrungen gemacht, üblich geworden. M. H., was thut Trautner? Er schickt zwar die Briefe dem Polizeirath Krüger stets zurück, aber nachdem er diese Briefe zuvor hat photographiren lassen und so genau den Inhalt derselben besitzt.

Ich will nur damit beweisen, wie dieses System, das heute systematisch und absichtlich und bewußt von der deutschen Polizei mit deutschem Gelde im ganzen Auslande überall eingeführt wird, schließlich auf die Spitze getrieben gegen die Regierung selbst sich kehren muß.

Nun weiter. Thatsache ist ferner, daß dieser Trautner hier auch bei uns im Reichstage war und sich mit uns bekannt zu machen versuchte. Er gab damals an, er sei hierher gekommen, um einen Revolver, den er erstanden habe, dem preussischen Kriegsministerium vorzulegen. Statt dessen giebt er später selbst an, als er sich uns anbietet, daß er hier gewesen sei und sowohl mit Herrn Krüger als mit dem General von Melen'schen Konnexionen gehabt habe und auf deren Antrieb nach Belgien gegangen sei, einestheils um dort im Interesse des preussischen Kriegsministeriums Spiondienste zu machen, andererseits um Anarchisten in Belgien zu überwachen. Sie sehen also, in welcher Art und Weise diese Männer die eigene Regierung, in deren Dienst sie jahrelang gestanden haben, später brandmarken und kompromittiren. So ist es Thatsache, daß dieser Trautner auch einer belgischen Oppositionspartei seine Papiere angeboten hat, daß er bei der französischen Regierung eine ähnliche Offerte gemacht hat. In Brüssel hat er als Agent der preussischen Polizei 3600 Mark erhalten und außerdem noch seine Spesen. Ich will ferner hervorheben, daß Trautner im Verein mit dem Polizeidirektor Krüger, ferner mit dem Polizeispion Beufert und dem Polizeiantagen Reuß es waren, die im vorigen Jahre den belgischen **Neue** in Belgien haben gefangen nehmen lassen durch die belgische Polizei; der Polizeispektor Mohling aus Aachen hat dabei dem Trautner gegenüber geäußert, daß die belgische Polizei mit der preussischen Polizei unter einer Decke stehe.

Ich könnte nun auch weiter beweisen, was dieser **Beufert** für ein Mensch ist (Zurufe); — seien Sie ruhig ich fasse mich kurz schon wegen meiner eigenen Lunge. Ich will nur wiederholen, daß es die verworrensten Subjekte sind, die im Dienst der preussischen Polizei stehen. Ich will nur hervorheben, daß Beufert, der gegen **Neue** als Polizeispion betheiligte war, sich 1884 in der Schweiz öffentlich gerühmt hat, daß er die Propaganda der That unterstütze. Und im Januar v. J. hat dieser Beufert, wie angeführt, mit Trautner und mit dem Polizeispion Reuß den **Neue** in die Hände der preussischen Polizei geliefert. Dieser selbe Beufert, ein Polizeispion und agent provocateur schlimmster Sorte, hat dann in London in der „Autonomie“, in dem von ihm redigirten anarchischen Blatt, das ebenfalls in den Motiven angeführt ist, in der furchtbaren Weise die preussische Polizei und das Reichsgericht in Leipzig, das **Neue** zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilt hat, angegriffen und beschimpft in einer Weise, daß, wenn er in deutsche Justizhände fiel, er allein auf diese Geschichte hin viele Jahre Zuchthaus bekommen würde. Das that dieser selbe Beufert, der gemeinsam mit dem Polizeidirektor Krüger den **Neue** in Brüssel in die Hände der Polizei lieferte.

Genau ein ähnlicher Mensch ist **Reuß**. Reuß sitzt heute in London in den „Central News“ und hat die Aufgabe, für die deutsche Polizei in der ihm zur Verfügung stehenden deutschen Presse zu verbreiten, daß bei allen Demonstrationen der englischen Arbeiter auf dem Trafalgar Square und Hyde Park die deutschen Anarchisten und Sozialisten eine bedeutende Rolle spielten, daß sie die eigentlichen Arrangeurs und Heizer seien. Die „Independence belge“, die „Opinion“ haben bereits vor einigen Monaten, ohne daß ich dies wußte, diesen Reuß als preussischen Spion gebrandmarkt, der den Zweck habe, indem er der englischen Regierung denmügere, daß deutsche Sozialisten und Anarchisten bei diesen Demonstrationen hauptsächlich betheiligte seien, **auch in England das Asylrecht zu diskreditiren**, um es den politischen Flüchtlingen unmöglich zu machen, in England leben zu können. (Hört! links.)

Ich denke, daß ein System, das zu derartigen Mitteln greift, auf das Entschiedenste verurtheilt werden muß. Gehen Sie heute nach der Schweiz, m. H., und hören Sie, wie dort die Stimmung ist bei den Schweizer Behörden und in der Presse. In der Schweiz wundert man sich im höchsten Grade über die vielen Besuche, die Beamte der deutschen Polizei, z. B. der Polizeipräsident Neuchter von Strahburg und der Polizeikommissar Jahn aus Mühlhausen, in der Schweiz machen. Alle Augenblicke sind die Herren da — angeblich, um Verwandte zu besuchen, einerlei ob es schneit oder regnet, oder ob Sonnenchein ist. Und dabei besuchen sie die Schweizer Polizeibeamten, laden sie zu feinen Dinern, wobei der Wein in Strömen fließt. Ausgaben werden gemacht, daß die Schweizer Beamten starr über die Summen, die von der preussi-

schen Polizei für solche Besuchswecke ausgegeben werden. In Zürich pfeifen es die Spagen von den Dächern, daß der frühere Polizeihauptmann Bollker, der Vorgänger des jetzigen Polizeihauptmanns Fischer, in preussischen Polizeidiensten gestanden habe. (Hört! hört!) Es ist ferner Thatsache, daß von preussischen Beamten in der Schweiz Besuche gemacht worden sind, schweizerische Beamte zu Spionendiensten zu gewinnen. Wenn dieses alles weiter so fort geht, müssen aus solchen Zuständen **nothwendig internationale Verwickelungen** der schlimmsten Art entstehen. Es kommt dahin, daß sich Deutschland durch solche Vorkommnisse vor der ganzen zivilisirten Welt blamirt. Es ist an der Zeit, daß Gesetze, welche diesen Zustand auf den Höhepunkt gebracht haben, endlich aufhören. Dieses System verwendet heute Unsummen von Geld zur politischen Spionage. Es ist ganz unmöglich, daß dazu allein die Fonds des Reichsanzleramts, des preussischen Ministeriums des Innern und der Bundesverwaltung für Elsaß-Lothringen reichen. Für mich steht fest, daß die Millionen Simen aus dem Welfenfonds für derartige Sachen verwandt werden, und so wird es vor allen Dingen Sache des preussischen Landtags sein, sich seiner Pflicht bewußt und sich klar zu werden, was er gegenüber der Verwaltung des Welfenfonds ferner für eine Stellung annehmen will. Er darf ferner nicht zugeben, daß die kolossalen Summen, über die die Regierung durch den Welfenfonds verfügt, dazu benutzt werden, die politische Spionage in allen Ländern der Welt zu einem nie dagewesenen System auszubilden. Ich wiederhole, daß dies zu politischen Verwickelungen schlimmster Art und zur größten Mißstimmung gegen Deutschland führen muß; diesen Zuständen muß endlich Einhalt gethan werden.

Wenn Sie nach alledem noch bereit sind, das Sozialistengesetz anzunehmen und womöglich auch die Verschärfungen, so thun Sie es. Ich bin aber fest überzeugt, daß der Tag kommen wird, wo Sie es bitter bereuen werden, diesem fluchwürdigsten aller Gesetze Ihre Zustimmung gegeben zu haben. (Bravo! bei den Sozialdemokraten.)

## Der Maelstrom.

Von Edgar Allan Poe.  
(Schluß.)

„Kaum zwei Minuten nachher fühlten wir die Wogen plötzlich nachgeben; wir wurden von Gischt eingehüllt. Das Boot machte eine halbe Drehung nach Backbord und schoß alsdann blitzschnell in dieser neuen Richtung fort. Zu gleicher Zeit verlor sich das tobende Geräusch des Wassers vollständig in einer Art von schrillum Getöse — ein Ton, den Sie sich etwa so vorstellen müssen, als piffen die Ventile von Tausenden von Dampfschiffen beim Auslassen des Dampfes. Wir befanden uns jetzt in jenem Gürtel von Schaum, welcher immer den Strudel umgiebt, und natürlich dachte ich, der nächste Augenblick würde uns in den Abgrund versenken — in welchen wir nur undeutlich hineinschauen konnten wegen der staunenswerthen Eile, mit welcher wir vorwärts getrieben wurden. Es war, als ob das Boot gar nicht ins Wasser sank, sondern gleich einer Luftblase über dem Schaume hinstrich. Seine Steuerbordseite war nach dem Strudel zugekehrt und hinter dem Backbord erhob sich die Wasserwelt, die wir verlassen hatten. Sie stand wie eine ungeheure, verzerrte, schiefe Wand zwischen uns und dem Horizont.“

„Es mag seltsam erscheinen, aber jetzt, wo wir uns beinahe schon im Rachen des Schlundes befanden, fühlte ich mich beruhigter, als da wir erst in der Annäherung begriffen waren. Nachdem ich einmal alle Hoffnung aufgegeben hatte, ward ich zum großen Theil von dem ersten überwältigenden Entsetzen befreit. Vermuthlich stählte die Verzweiflung gerade meine Nerven.“

„Es gab noch einen andern Umstand, der dazu beitrug, mir meine Selbstbeherrschung wieder zu geben, dies war das Aufhören des Windes, der uns in unserer jetzigen Lage nicht erreichen konnte — denn, wie Sie ja selbst bemerkten, der Gürtel von Schaum ist beträchtlich niedriger, als das Meeresbett im Allgemeinen, welches sich über uns gleich einer hohen, schwarzen Berggruppe aufschwang. Wenn Sie niemals beim Sturmwinde auf der See sich befunden haben, so können Sie sich unmöglich vorstellen, wie dessen Wehen, verbunden mit dem Wasserstaube, die Menschenseele betäubt und verwirrt. Man ist zu gleicher Zeit blind, taub und athemlos und außer Stande, etwas zu thun, oder zu denken. Nun aber hatten diese Beschwerden größtentheils aufgehört, es erging uns gerade so, wie den zum Tode verurtheilten Verbrechern im Kerker, denen man kleine Annehmlichkeiten gewährt, die ihnen verjagt werden, so lange der Richterspruch noch nicht gefällt ist.“

„Wie oft wir im Schaumgürtel im Kreise umhertrieben, läßt sich nicht bestimmen. Möglicherweise drehten wir uns wohl eine Stunde lang eher fliegend als schwimmend, allmählich in die Mitte des Gischtes und dann immer näher an seinen gräßlichen inneren Rand gelangend. Die ganze Zeit hindurch hatte ich am Ringbolzen festgehalten. Mein Bruder befand sich am Hintersteven und hielt sich an einem leeren Wasserküßchen, welches stark genug festgebunden und daher der einzige Gegenstand auf dem Berdecke geblieben war, welchen der erste Ausbruch des Sturmes nicht über Bord geschleudert hatte. Als wir uns dem Rande der Vertiefung näherten, ließ er es los und stürzte sich auf den Ring, indem er in seiner Todesangst versuchte, meine Hände davon abzureißen, da derselbe nicht groß genug war, uns beiden einen sichern Anhalt zu gewähren. Nie empfand ich tieferen Gram, als da ich ihn dies thun sah — obwohl ich ja wußte, er that es im Wahnsinn — die reine Angst hatte seinen Geist verwirrt. Dennoch mochte ich ihm keinen Widerstand leisten. Ich wußte ja, es kam nicht mehr darauf an, ob einer von uns sich irgendwo festhielt, oder nicht, daher ließ ich ihm den Bolzen und begab mich meinerseits zum Fasse. Es war nicht schwierig, dies auszuführen, denn die Schmad beneigte sich ziemlich gleichmäßig in die Runde, mit glattem Kiel, nur schwankte sie hin und her mit unermesslichen Sieden und Schwellen des Sprudels. Kaum hatte ich meine neue Stellung eingenommen, als mit einem wilden Saße, nach dem Steuerbord zu, wir Hals über

Ropf in den Abgrund stürzten. Ich dachte, nun sei alles vorüber.“

„Als ich fühlte, wie übel und schwindelig mir beim Untergehen wurde, hatte ich mich instinktiv noch fester an der Tonne festgeklammert und meine Augen geschlossen. Einige Sekunden lang wagte ich dieselben nicht zu öffnen, da ich ein rasches Ende erwartete und mich nur wunderte, daß die Todeszudungen im Wasser noch nicht erfolgten. Aber es entschwand Augenblick auf Augenblick und ich lebte noch. Das Gefühl des Fallens hatte aufgehört und die Bewegung des Fahrzeuges erschien mir nicht anders, wie vorher, als es sich im Schaumgürtel befand, nur mit dem Unterschiede, daß es jetzt mehr der Länge nach ging. Ich saßte Muth und betrachtete einmal wieder den Schauplatz.“

„Niemals werde ich die Gefühle von Schrecken, Furcht und Bewunderung vergessen, mit denen ich umherblickte. Das Boot schien wie durch Zauber halbwegs abwärts auf der inneren Fläche eines ungeheuer weiten und tiefen Trichters zu hängen, dessen vollständig glatte Seitenwände man für Ebenholz hätte halten mögen, wäre man nicht der rasenden Geschwindigkeit gewahr geworden, mit welcher sie sich rund drehten, und des grausig blendenden Glanzes, als die Strahlen des Vollmondes aus jenem bereits von mir beschriebenen Wolkendurchbruche hervor mit einer Fluth goldiger Strahlen zwischen die schwarzen Wälle hineinschienen, bis tief in die verborgenen Winkel des Abgrundes.“

„Zuerst war ich zu verwirrt, um irgend etwas genau zu beobachten. Der allgemeine Eindruck furchtbarer Größe allein war mir bewußt. Als ich ein wenig mehr zu mir kam, fiel mein Auge instinktiv abwärts. Nach dieser Richtung hin war ich fähig, einen ungehinderten Einblick zu gewinnen, in welcher Art die Schmad auf der geneigten Fläche des Schlundes hing. Sie befand sich ganz auf ebenem Kiel — das heißt, ihr Deck lag in flacher Parallele mit dem Wasser — aber dies letztere war in einem Winkel von mehr als fünf und vierzig Graden abgedacht oder geschrägt, so daß es schien, als befände sich das Schiff in nahezu senkrechter Lage.“

„Nichtsdestoweniger machte ich die Bemerkung, daß ich kaum größere Schwierigkeit hatte, in dieser Lage mich mit Hand und Fuß festzuhalten, als wie wenn wir wasser- gleich gewesen wären und mag dies wohl von der Last hergerührt haben, mit der wir uns drehten.“

„Die Strahlen des Mondes schienen sich in den innersten Grund des tiefen Schlundes einzubohren; aber dennoch konnte ich nichts genau erkennen, wegen des dichten Nebels, der dort alles einhüllte und über welchem ein prachtvoller Regenbogen hinunterfiel, gleich jener schmalen und schwankenden Brücke, von der die Mufelmänner sagen, dieselbe sei der einzige Pfad zwischen Zeit und Ewigkeit. Dieser Nebel oder Dunst wurde ohne Zweifel dadurch verursacht, daß die großen Wasserwände des Trichters beim Zusammenstoßen unten am Boden gegen einander schlugen, was aber aus diesem Wasserstaub hinauf gen Himmel heulte, das zu schildern wage ich nicht zu versuchen.“

„Unser erstes Hinabgleiten in den eigentlichen Abgrund, vom Schaumgürtel über denselben, hatte uns ein gutes Stück in den Abhang hineingerissen, aber jetzt kamen wir nicht in gleichem Verhältnisse abwärts. Wir schwangen uns immer noch hin und her — nicht etwa in gleichförmiger Bewegung — sondern stoß- und ruckweise, manchmal nur ein paar hundert Schritte weit — manchmal fast den ganzen Umkreis des Strudels beschreibend. Unser Abwärtskommen bei jedem solchen Umschwunge war langsam aber merklich.“

„Als ich in dieser weiten Wüste von flüssigem Ebenholz, die uns trug, umherschaute, bemerkte ich, daß unser Boot nicht der einzige Gegenstand sei, den der Strudel an sich gerammt hatte. Sowohl über, als unter uns erblickte ich Trümmer von Schiffen, Massen von Bauholz und Baumstämmen, so wie auch kleinere Sachen, als z. B. Hausgeräthe, zerbrochene Kisten, Tonnen und Latten. Ich erinnere mich noch jener tollen Neugier, die an Stelle meiner ursprünglichen Angst mich erfaßte. Sie schien bei mir noch zuzunehmen, je näher ich meinem schrecklichen Verhängnisse kam. Ich fing jetzt an, mit eigenthümlichem Interesse die zahlreichen Dinge zu beobachten, die sich in Gesellschaft mit uns umhertrieben. Wahrscheinlich phantastirte ich bereits in der Todesnoth, denn es machte mir sogar Vergnügen, hin und her zu rathen, welcher Gegenstand wohl am schnellsten in die Schaumwelt da unten hinabgerissen werden würde. Ich erappte mich darauf, daß ich zu mir sprach: „Diese Föhre wird sicherlich das Erste sein, was den gräßlichen Sprung macht und verschwindet“ — und dann war ich sehr enttäuscht, zu sehen, daß vielmehr das Wrack eines holländischen Kaufahrteischiffes schneller war und eher versank. Zuletzt, nachdem ich dies Rathespiel mehrfach geübt und jedes Mal falsch gerechnet hatte, — gerade diese Thatsache, mich jedes Mal getäuscht zu haben — führte mich zu einer Reihe von Schlüssen, die meine Glieder erbeben und mein Herz nochmals wieder heftig schlagen ließen.“

„Nicht etwa ein neues Schreckniß, sondern vielmehr das Aufdämmern eines Hoffnungsschimmers erregten mich derart. Diese Hoffnung entstand theils aus Erinnerung, theils aus gegenwärtiger Beobachtung. Ich rief mir in's Gedächtniß zurück, wie viel verschiedenartige angeschwemmte Gegenstände, welche der Maelstrom an sich gezogen und dann wieder auswarf, die Küste von Lofodden bedeckten. Bei weitem die größere Anzahl derselben war in außer-gewöhnlicher Weise zerfchmettert — so rauh und zerrieben, daß sie wie mit Splintern bedeckt aussahen — aber ebenso erinnerte ich mich genau, daß mir auch Einzelnes darunter

aufgefallen war, was gar nicht entstellt worden war. Diese Verschiedenheit nun konnte ich mir nicht anders erklären, als indem ich annahm, daß die zerrissenen Bruchstücke die einzigen sein mochten, welche vollständig eingefogen worden waren, daß dagegen die andern zu einer so späten Periode der Strömung in den Strudel gerathen oder aus irgend einem Grunde nachher so langsam versunken waren, daß sie den Boden gar nicht erreichten, ehe die Zeit der Fluth, oder vielleicht auch der Ebbe kam, wie es nun gerade fiel. In beiden Eventualitäten hielt ich es für möglich, daß sie alsdann bis zur Oberfläche des Meeres wieder hätten aufgewirbelt werden können, ohne das Geschick derjenigen Dinge zu haben, die früher angezogen, oder rascher eingeschluckt worden waren. Auch bemerkte ich dreierlei von Wichtigkeit. Das erste war, daß, der allgemeinen Regel nach, je größer die Körper waren, sie um so schneller versanken; das zweite: daß von zwei Gegenständen derselben Ausdehnung, von welchen der eine von sphärischer (kugelförmiger), der andere von irgend einer anderen Gestalt war, stets der sphärisch gestaltete mit größerer Schnelligkeit unterging; das dritte: daß von zwei Gegenständen gleicher Größe, von denen der eine die Form des Zylinders, der andere irgend welche andere Form hatte, der Zylinder am langsamsten eingeschluckt ward. Seitdem ich damals der Gefahr glücklich entging, habe ich mich mehrfach mit meinem alten Schulmeister des Distriktes über dies Thema unterredet, und von demselben habe ich auch die Bedeutung der Worte „Zylinder und Sphäre“ kennen gelernt. Er erklärte mir — doch vergaß ich die Erklärung — wie dasjenige, was ich beobachtete, in der That die natürliche Folge der Formen dieser im Wasser treibenden Trümmer sei und zeigte mir, wie es zusammenhängt, daß ein Zylinder, welcher in einem Strudel schwimmt, dem Eingefogenwerden mehr Widerstand entgegensetzt und Schwierigkeit bereitet, als ein gleich gewichtiger Körper von irgend einer andern Form.

„Es gab noch einen auffallenden Umstand, der viel dazu beitrug, diese Beobachtungen zu verstärken und mich anzutreiben, Nutzen davon zu ziehen. Dies war, daß wir bei jeder Umwälzung an irgend etwas vorüberliefen, etwa an einer Tonne, einem Schiffsmast oder einer Segelstange, während mehrere dieser Dinge, die mit uns in gleicher Höhe schwammen, als ich zuerst meine Augen den Wundern des Strudels erschloß, jetzt sich ziemlich hoch über uns befanden und sich nur wenig von ihrem damaligen Standpunkte herunter bewegt zu haben schienen.

„Nun schwankte ich nicht länger, was zu thun sei. Ich beschloß, mich fest an das Wasserfaß, an dem ich mich jetzt anhielt, festzubinden, es von seiner Lage loszuschneiden und mich mit demselben in's Wasser zu werfen. Ich versuchte, meines Bruders Aufmerksamkeit durch allerhand Zeichen zu erregen, wies auf die treibenden Tonnen, welche sich uns näherten und that alles, was nur in meinen Kräften war, um ihm verständlich zu machen, was ich beginnen wollte. Ich dachte endlich, er verstünde meine Absicht, aber, ob dies nun der Fall war oder nicht, er schüttelte verzweiflungsvoll den Kopf und wollte sich von seinem Halte am Ringbolzen nicht entfernen. Ihn zu erreichen, war unmöglich, die Situation gestattete keinen Aufschub, weshalb ich nach schwerem inneren Kampfe ihn seinem Schicksale überließ, mich selbst mit den Striden, welche die Tonne an ihrer Lage festgehalten hatten, an dieselbe anband und mich, ohne nur noch einen Augenblick zu zögern, mit ihr in die See stürzte.

„Das Resultat war genau, was ich erwartet hatte. Da ich es selbst bin, der Ihnen die Geschichte erzählt — da Sie sehen, daß ich wirklich gerettet wurde — und da Sie bereits die Art und Weise kennen, in welcher diese Rettung bewerkstelligt wurde und daher im voraus wissen müssen, was mir noch zu sagen bleibt, so will ich mit meinem Berichte zu Ende eilen. Es mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein, nachdem ich die Schmach verlassen hatte, da lag sie schon in weiter Entfernung unter mir. Plötzlich machte sie drei bis vier rasende Umdrehungen und tauchte mit einem Male für immer und ewig, Hals über Kopf in das Chaos von Schaum da unten. Mit ihr versank mein geliebter Bruder. Das Faß, an welchem ich angebunden war, sank wenig tiefer nach dem Boden des Trichters zu, seitdem ich jenen Sprung gethan, als sich auf einmal der Charakter des Strudels ungemein zu verändern begann. Die Abschragung der Seitenwände des weiten Trichters wurde von Minute zu Minute weniger steil. Die Umdrehungen des Strudels wurden nach und nach weniger heftig. Allmählich verschwand der Schaum sowohl als der Regenbogen und es schien, als höbe sich der Boden des Strudels von unten herauf. Der Himmel war klar, die Winde hatten sich gelegt und der Vollmond schien glänzend im Westen, da befand ich mich auf der Oberfläche des Meeres, angefaßt der Küste von Lofodden, oberhalb der Stelle, wo der Moskoeöstrom gewesen war. Es war die Ruhepause eingetreten — aber die See schlug immer noch haushohe Wellen, als eine Folge des Orkans. Ich wurde mit wilder Gewalt durch den Kanal der Strömung gerissen und während einiger Minuten in die Nähe der Küste gespült, dort, wo unsere Fischer ihre Lieblingsstellen haben. Ein Boot nahm mich auf. Ich war halb todt, erschöpft und jetzt (wo die Gefahr vorüber war) sprachlos in der Erinnerung an jene Greuel. Diejenigen, welche mich an Bord nahmen, waren meine alten Jugendgespielen und täglichen Gefährten, aber sie erkannten mich nicht und betrachteten mich, als sei ich ein Wanderer aus dem Geisterlande. Mein Haar, welches noch am Tage zuvor rabenschwarz gewesen, war jetzt so weiß, wie Sie es nun sehen. Man sagt ja auch, der ganze Ausdruck meiner Züge habe sich verändert. Ich erzählte ihnen meine

Geschichte — sie glaubten mir nicht. Jetzt habe ich Ihnen dieselbe erzählt, ohne erwarten zu dürfen, daß Sie mir mehr Glauben schenken sollten, als die lustigen Fischer von Lofodden.“

## Wie man Arbeiter maßregelt.

Der Arbeiter Alfred Huth war in Halle in der Kgl. Eisenbahn-Zentralwerkstätte vom 26. Mai 1882 bis Mai 1887 beschäftigt und zwar, wie ihm wiederholt gesagt und bescheinigt worden ist, zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten.

Am 14. Mai vorigen Jahres wurde nun plötzlich dem Huth durch seinen Meister eröffnet, daß er gekündigt sei und demnach am 21. Mai gehen solle, da laut Statut achtstägige Kündigungsfrist besteht. Auf die Frage nach den Gründen dieser unerwarteten Maßregel ließ sich der betreffende Meister nach längerem Drängen herbei, den Huth mit in das Komtoir zu nehmen und ihm hier in Gegenwart anderer Personen einen Brief vorzulesen, der von der halle'schen Polizeiverwaltung an die Direktion gesandt war und kurz und bündig besagte, daß Huth eifriger Besucher sozialdemokratischer Versammlungen sei, sich namentlich oft im Metallarbeiterfachverein gezeigt habe, in welchem der Sozialdemokrat Mittag mehrere u. s. w. Hierauf hatte nun, wie gesagt, die Direktion nichts Eiligeres zu thun, als dem Huth zu kündigen.

Derselbe begab sich sofort zum Kriminal-Kommissar Herrn Große und versuchte hier klarzustellen, daß unbedingt ein Irrthum in der Person vorliegen müsse, denn er habe nie eine derartige Versammlung besucht, auch sei er nicht Mitglied des Metallarbeiterfachvereins und habe nie dessen Versammlungen besucht. Er erhielt jedoch zur Antwort, daß sich die Polizei nicht irre und er (Huth) doch nicht erst anfangen solle zu leugnen, denn „dadurch bestätigte er ja schon, daß er Sozialdemokrat“ sei; das Schreiben werde nicht zurückgenommen!

Hierauf hat sich Huth nach erfolgter Entlassung aus der Arbeit an die Armenverwaltung mit der Bitte um Ausstellung eines Armenattestes gewandt, damit er mit Hilfe eines solchen gegen die Polizeiverwaltung wegen falscher Beschuldigungen klagbar werden könne. Er wurde jedoch abgewiesen und zwar lauten die Gründe hierfür im Schreiben vom 20. Juni 1887 u. A., daß er gegen die Polizeiverwaltung als Behörde auf diesem Wege nicht klagbar werden und das Attest nur erhalten könne, wenn er erst „diejenige Persönlichkeit angeben“ könne, gegen die er die Privatklage wegen Verläumdung anstellen wolle!

Inzwischen hatte Huth sich an die Polizeiverwaltung gewandt mit dem Ersuchen, daß er die Untersuchung seiner Sache verlange (zuerst am 17. Juni und dann noch einmal am 5. Juli) beide Male schriftlich, beide Male ohne Antwort zu erhalten. Erst eine Bitte an den Regierungs-Präsidenten zu Merseburg um Beschleunigung seiner Angelegenheit hatte zur Folge, daß „die Polizeiverwaltung sich weiter damit beschäftigen würde“, wie dem Huth durch ein Schreiben der Regierungskanzlei vom 28. Juli 1887 mitgeteilt wurde. Aber es verging noch eine lange Zeit und erst am 9. September erschien der Kriminalbeamte Später beim Hauswirth des Huth, um über den letzteren Erkundigungen einzuziehen. Er erhielt hier wahrheitsgemäß zur Antwort, daß Huth sich niemals über Sozialdemokratie geäußert habe, und Niemand im ganzen Hause nehme von ihm an, daß er dieser Partei angehöre. Am 11. September ließ Später den Huth zu sich beschleiden, und theilte demselben mit, daß seiner Wiedereinstellung in die Arbeit nichts entgegenstände, die Polizei vielmehr alles geordnet habe, nur würde es sich empfehlen, **vorher ein Schreiben an die Direktion zu richten, in welchem er versprechen wolle, sich aller gefährlichen Bestrebungen zu enthalten** und nie mehr derartige Versammlungen zu besuchen. Huth wies ein derartiges Verlangen entschieden zurück.

Als er dann am 13. September in Arbeit trat, wurde er gleich in's Komtoir beschleiden, und hier hielt ihm der Herr Betriebssekretär einen langen Sermon, dessen Schluß wieder das bewusste Schreiben bildete, welches der Herr Sekretär „ausfertigen“ wolle und welches Huth dann nur zu unterschreiben habe. Huth erklärte, er habe jetzt 17 Wochen unschuldbiger Weise verdienstlos verbringen müssen, er würde aber, trotzdem er Familie habe, lieber nochmals 17 Wochen feiern, als sich so weit zu erniedrigen, außerdem würde er ja dann auch zugestehen, daß die Polizei recht gehabt hätte. Es wurde dann auf das Schreiben verzichtet, Huth konnte wieder weiter arbeiten.

Jetzt aber wandte er sich an die Polizeiverwaltung mit dem Verlangen, ihn für die 17 arbeitslosen Wochen zu entschädigen, da ja durch seine Einstellung zur Evidenz erwiesen sei, daß die Polizei sich wirklich geirrt habe; ebenso solle dieselbe ihm das Zeugniß ausstellen, daß jene Beschuldigungen zu Unrecht erlassen seien. Er erhielt hierauf folgendes Schreiben:

Halle, 20. November 1887. Auf die Eingabe vom 30. v. M. werden Sie hierdurch beschleiden, daß die Polizeiverwaltung mit dem Schaden, welchen Sie durch die seiner Zeit erfolgte Entlassung aus der Eisenbahn-Zentralwerkstätte erlitten, nichts zu schaffen, am wenigsten für Ihre Schadloshaltung aufzukommen hat. Thatsache ist, daß Sie als ziemlich fleißiger Besucher der Versammlungen des Metallarbeiterfachvereins, in welchem der Sozialdemokrat Mittag als Vorsitzender in unerkennbarer Weise die sozialdemokratische Agitation betrieb, bekannt waren, und daß Sie sich dadurch dem Verdacht aussetzten, selbst ein Anhänger der genannten Partei zu sein. Diese Thatsache ist auf Anfrage der Verwaltung der Hauptwerkstätte — **selbstverständlich unter der Voraussetzung der diskretesten Verwendung** — mitgeteilt worden. Wenn jene nun daraus Veranlassung genommen hat, Sie zu entlassen, so ist dies deren und nicht der Polizeiverwaltung Sache, da diese ebenso wenig hierzu wie zu dem Aussprechen des Grundes die Auzugung

gegeben. Auch wird bemerkt, daß, wenn später von hier aus eine Vermittelung dahin übernommen, dies keineswegs in der Ueberzeugung geschehen ist, daß die oben bemerkte Thatsache der Begründung entbehre und auf einen Irrthum der Unterzeichneten zurückzuführen sei, sondern lediglich in der Erwartung, daß die traurigen Folgen, die für Sie das — mindestens unvorsichtige Einlassen in verächtliche Verhältnisse gehabt, Sie für die Zukunft gewarnt haben resp. von ähnlichen Schritten abhalten werden. Die Polizeiverwaltung. J. B.: von Holly. An den Arbeiter Herrn Alfred Huth, hier. Nr. 8082. III./87.

Huth sah sich hierauf genöthigt, am 25. November 1887 ein längeres Schreiben an die Polizei zu richten, in welchem er alles oben Geschriebene wiederlegt und unter anderem folgendes anführt:

„Es ist in dem vorgelegten Bescheide gesagt, es sei Thatsache, daß ich als ein ziemlich fleißiger Besucher der Versammlungen des Metallarbeiterfachvereins, in welchem der Sozialdemokrat Mittag als Vorsitzender sozialdemokratische Agitation betrieb, bekannt gewesen und daß daraus der Verdacht entstanden, daß ich selbst ein Anhänger dieser Partei sei. Wäre die Thatsache wahr, so ließe sich die daraus gezogene Folgerung wohl rechtfertigen. In Wirklichkeit ist sie aber unwahr. Denn niemand kann auf Nicht und Gewissen behaupten, mich nur einmal in solcher Versammlung gesehen zu haben u. s. w. Nur einmal, und zwar am 10. Oktober 1885, bin ich in Begleitung meines Bruders, der allerdings damals Mitglied des Metallarbeiterfachvereins war, mit nach der Moritzburg gegangen, um mit ihm ein Glas Bier zu trinken. An diesem Tage wurde aber von meinem Bruder nur dessen Monatsbeitrag abgeliefert und nicht im Geringsten etwas anderes verhandelt. Es muß daher in Bezug auf meine Person unbedingt ein Irrthum obwalten. Liegt nun, wie außer Zweifel, ein solcher vor, und bin ich hierdurch 4 Monate aus Arbeit und Brod gekommen, so war meine Bitte um Entschädigung nicht ohne Begründung. Es wäre mir daher erwünscht, wenn der gegen mich vorliegende Irrthum aufgeklärt und auch meiner Behörde das Ergebnis mitgeteilt würde. Um letzteres erlaube ich mir gehorhamsvoll zu bitten.“

Hierauf erfolgte als Antwort: Halle, 11. Januar 1888. Auf die Eingabe vom 3. v. M. gereicht Ihnen hierdurch zum Bescheide, daß eine nochmalige Untersuchung der fraglichen Angelegenheit zu keinem anderen Resultat geführt hat. Die Polizeiverwaltung muß deshalb auf Ihren, durch Verfügung vom 20. November 1887 dargelegten Standpunkt stehen bleiben. Die Polizeiverwaltung. J. B.: von Holly. An den Arbeiter Herrn Alfred Huth u.

So, das wäre alles. Direkt **beweisen** hat die Polizei **nichts** können, da es zu keiner öffentlichen Aufklärung gekommen ist und dem Huth das Attest zum Klagen verweigert wurde. Und darum mußte der Armiste, der erst kurze Zeit nach längerer Krankheit wieder gearbeitet und Frau und 3 Kinder zu ernähren hatte, vier Monate lang arbeitslos sein und sich und die Seinen der größten Noth und Entbehrung aussetzen!

Und was läßt sich dagegen thun, wenn von untergeordneten Organen ganz falsch berichtete Polizeibehörden ihre schwarzen Listen den „Arbeitgebern“ mittheilen, „selbstverständlich unter der Voraussetzung der diskretesten Verwendung“?

Wir wollen uns hierüber nicht weiter den Kopf zerbrechen, das Ergebnis würde ja doch auch ein sehr trübseliges sein. Wir konstatiren nur die Thatsachen:

1. daß die Halle'sche Polizei schwarze Listen führt,
2. daß diese Listen sehr wenig genau sind,
3. daß man dieselben trotzdem (im vorliegenden Falle „auf Anfragen“) den „Arbeitgebern“ übermittelt, zwar nur zu „diskreter Verwendung“, aber doch mit der Folge, daß die bezeichneten Arbeiter entlassen werden.

## Kleine Mittheilungen.

**Kinderarbeit und Vernachlässigung des Schulbesuches.** In welchem Maße die Kinderarbeit in den Fabriken den Schulbesuch beeinträchtigt und so die Jugenderziehung schädigt, das geht aus folgenden Angaben der „N.-S. Arb.-Ztg.“ hervor: „Der Bericht des Staatsinspektors Chapman an die Legislatur des Staates New-Jersey über die Schulen und den Schulbesuch im Staate ist beinahe fertiggestellt. Derselbe enthält eine Reihe interessanter Daten. Ihm zufolge giebt es im Staate 1612 Schulhäuser und 224107 die Schule besuchende Kinder. Ganz bedeutend ist der Unterschied zwischen der Zahl der die Schule besuchenden und schulpflichtigen Kinder; so beträgt derselbe z. B. in Essex County (County, Iprich Kaunti, etwa soviel wie unser „Kreis“) allein 3300, in Hudson County sogar 5000, während in Sussex County der Unterschied sich nur auf 844 beläuft. Worin die Schuld zu suchen, liegt klar auf der Hand. Die ersteren Counties sind Fabrikdistrikte, und trotz der Bestimmungen des Kinderarbeitsgesetzes werden von den Fabrikanten eine große Zahl Kinder in den Fabriken beschäftigt.“ — So wird durch den modernen Industrialismus gefährdet. Starke Männer zwingt er zum Mühsiggange und schwache Kinder und starke Frauen opfert er ohne Erbarmen. Wer hätte vor hundert Jahren gedacht, daß die Einführung arbeitssparender Maschinen, anstatt die Menschheit von harter Arbeit zu erlösen, gerade die Ursache sein würde für die schmachlichsten aller Neuerungen — die Kinderarbeit? Wir haben im Verlaufe der menschlichen Entwicklung die Sklaverei und die Leibeigenschaft als gesellschaftliche Einrichtungen gesehen — aber von der Kinderarbeit wußte man dabei nichts. Erst unserm Zeitalter, welches alles, aber auch alles zur käuflichen Waare gestempelt hat — selbst starke Frauen- und Kinderleiber — bleibt die Schmach vorbehalten, um des kapitalistischen Mehrwerthes, um der Reute des Besitzes willen, Kinder, starke, kaum der Wiege entwachsene Kinder in dumpfe Fabrikhöhlen einzusperrn, ihnen die Freuden des Spielplatzes, das zu ihrem körperlichen Wachsthum notwendige Sonnenlicht, die für ihre geistige und sittliche Entwicklung unbedingt nothwendige Erziehung in Schule und Haus zu rauben. Und das alles zu einer Zeit, wo die technischen Fortschritte allen Menschen die größten Arbeitsvereinfachungen gewähren könnten!

**Wagabunden!** In der Woche vom 8. bis 15. Januar sind in den Steinbrüchen der Pariser Umgebung sechs Leichen von Personen gefunden worden, welche dort zu nächtigen gesucht und dabei **erfroren** waren. In den Gipsöfen suchen ebenfalls eine Anzahl Obdachloser ihre Zukunft. Seit Anfang dieses Winters sind schon ein Duzend dieser Unglücklichen **erstickt** oder **halbverkohrt** in Gipsöfen aufgefunden worden. In den Steinbrüchen bei Argenteuil nächtigen oft einige hundert Obdachlose. Die „gute Gesellschaft“ liest wohl gelegentlich in den Zeitungen eine Schilderung des Lebens dieser Opfer unserer Verhältnisse, wie man eine Spulgeschickte oder ein Schanermädchen liest; zu einer Abhilfe vermag sie sich aber natürlich nicht aufzurufen. Nur die Arbeiter haben wirkliches Mitleid mit Ihren Brüdern.

## Briefkasten.

Halle. Die zweite Mittheilung bringen wir in nächster Nummer.